

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

136065

28

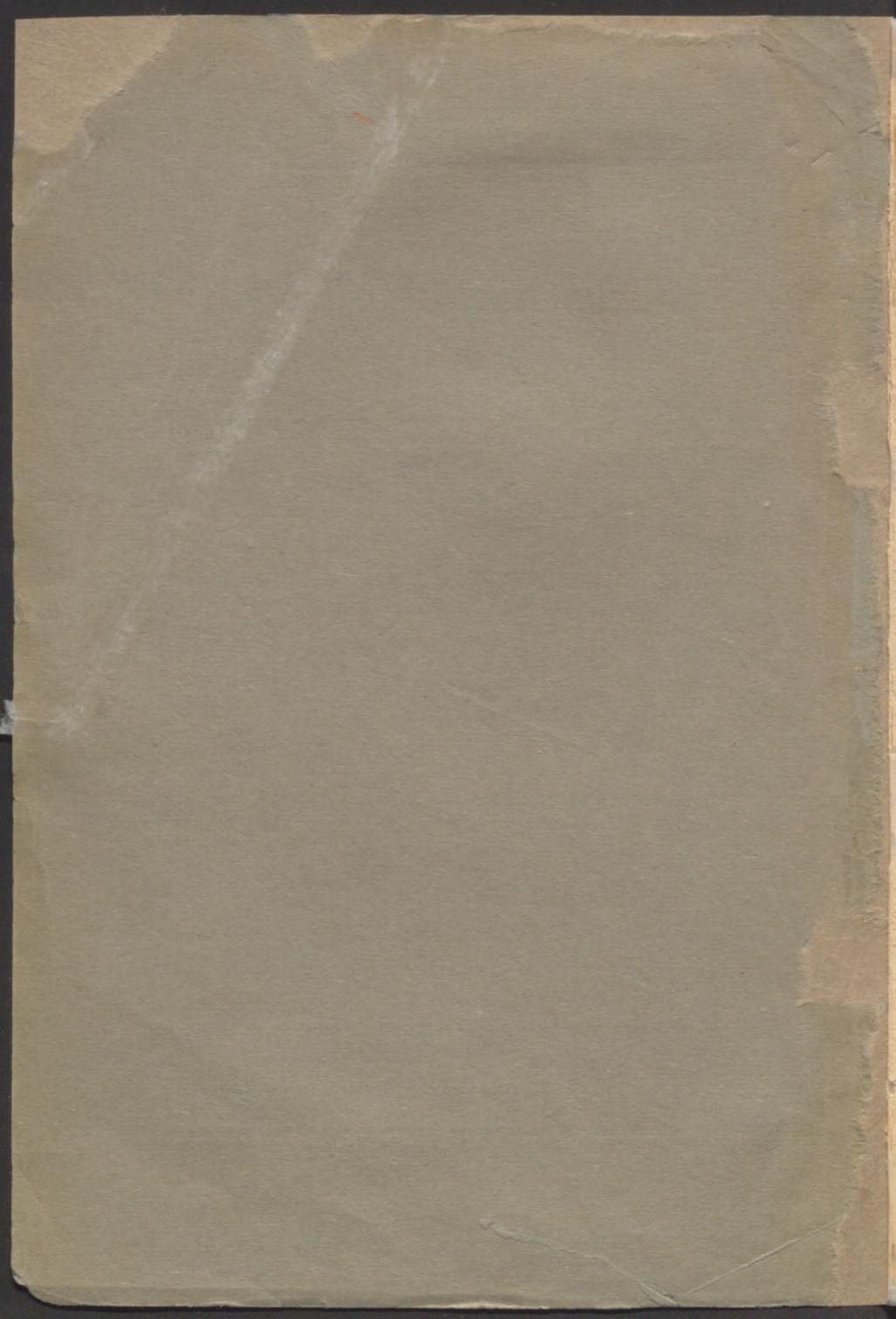
II

Nachklänge aus trüben und heiteren Tagen

von Rudolf Seuberlich



Riga 1911 □ Verlag von N. Kymmell



D
x

Nachklänge

aus trüben und heiteren Tagen

Von

Rudolf Seuberlich



Riga 1911
Verlag von N. Kymmell

581



136.065

II

38/1190

Widmung.

Meinem lieben Wahlkind Dora Augsburg-Großbauer.

Es haben unsre Seelen, wahlverwandt
Sich längst gefunden in dem Reich der Töne,
Wo Lust und Leid hinwandeln Hand in Hand,
Und wo nur der, der beide tief empfand,
Wahrhaft erkennt das Göttliche und Schöne.

Mir hat das Leben reinstes Glück beschert,
Und tiefstes Leid kam kaum mein Herz berühren.
Nun aber ist es bei mir eingekehrt,
Nun sitzt es still und stumm an meinem Herd:
Wem viel gegeben — der muß viel verlieren.

Du liebes Wahlkind, weißt, was ich verlor,
Und als ich angestimmt mein Lied der Klage,
Ziehst du mir mitfühlend ein willig Ohr.
Dein warm Gemüt, dein freundlicher Humor
Erhellten mir auch diese trübsten Tage.

Ich hätte kaum ertragen mein Geschick,
Wenn deine Liebe mir nicht Trost verliehen.
Ein Abglanz war's von Jugend und von Glück,
Der mir geleuchtet hat in deinem Blick
Und neues Leben ließ in mir erblühen.

Und wie ich ehemals kein Gedicht erdacht,
 Das ich nicht meinem Weibe vorgelesen,
 So hab ich dir jetzt jeden Vers gebracht,
 Und ließ mich loben, wenn ich's gut gemacht,
 Und ließ mich tadeln, wenn es schlecht gewesen.

Als eine unfehlbare Richterin
 Erkanntest du all' meine Dichtersünden;
 Mit scharfem Blick und feinem Künstlersinn
 Wiest du sofort auf jeden Fehler hin,
 Noch eh ich selbst vermochte ihn zu finden.

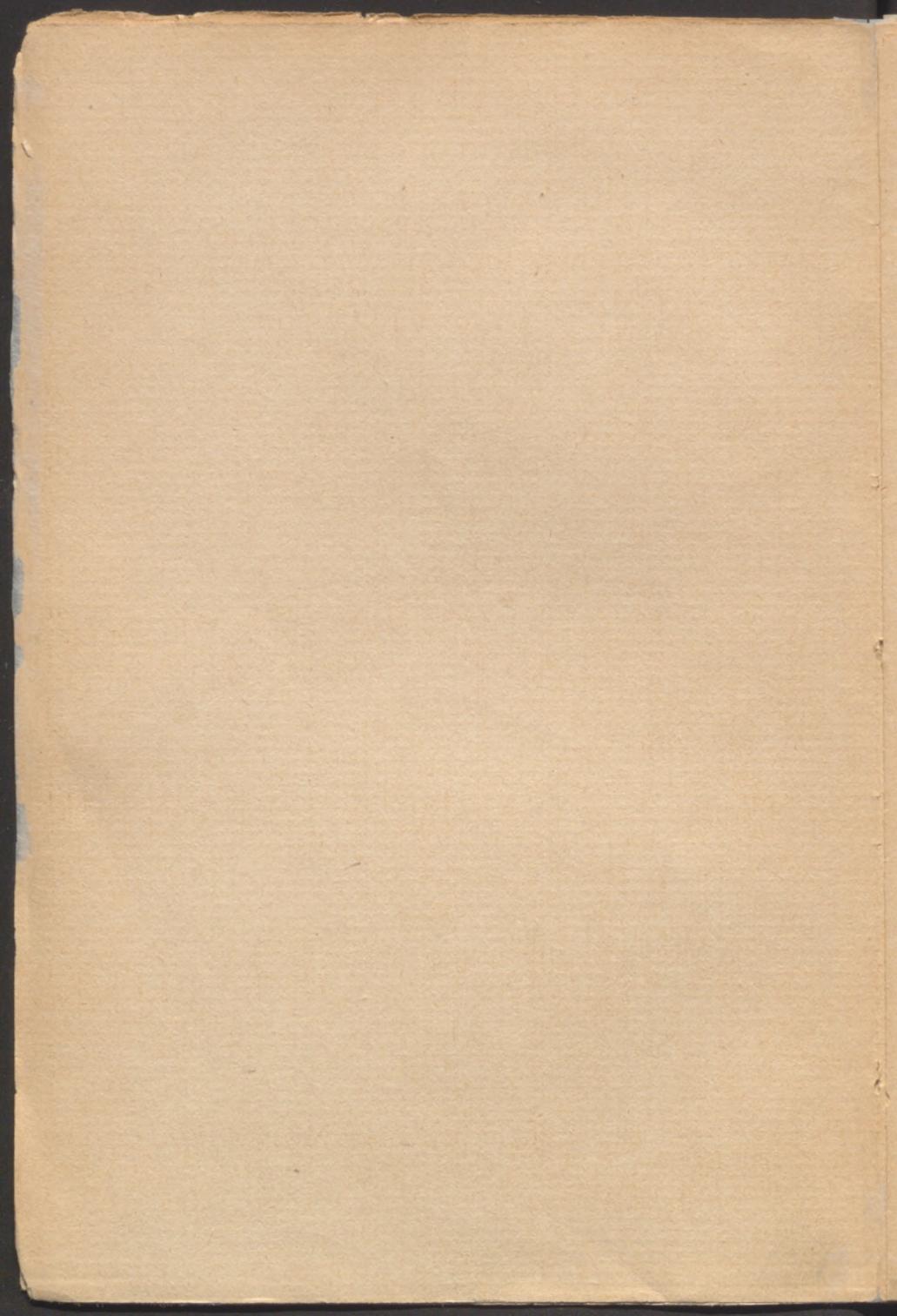
Dann feilte ich und besserte geschwind,
 Bis ich die Fehler, die du fandst, vernichtet.
 Und wenn die Verse gut geraten sind,
 So dank ich's dir; drum will ich dir, mein Kind,
 Dies Büchlein weihn. Du hast dran mitgedichtet.

Und wenn dein Mund vielleicht bescheiden spricht:
 „Dies ist nicht wahr! Du liebst zu übertreiben!“
 Ich sag: „Bist du und Mann und Kindchen nicht
 Zusammen selbst das herrlichste Gedicht?“
 Euch, Kinder, brauchte ich nur abzuschreiben.

Euer alter Wahlvater
 Rudolf Seuberlich.



Meine Frau.



Nach dem Tode meiner lieben Frau.

Bald sind es zweiundvierzig Jahr,
Daß wir in das gelobte Land
Der Ehe, als ein glücklich Paar,
Den Einzug hielten Hand in Hand.
Zwar floß dort Milch und Honig nicht;
Doch bessres hat uns Gott beschert,
Das war: die frohe Zuversicht,
Daß eins zum anderen gehört
Seit Ewigkeit.

Wir trugen gern manch schwere Last
Gemeinsam, und so ward sie leicht,
Und immer gab es frohe Rast,
Sobald wir unser Heim erreicht.
Nichts lieb'res gab es in der Welt
Für uns, als unser Haus und Herd,
Mit Sorgfalt stets von dir bestellt
Und von der heiligen Kunst verklärt
Zu jeder Zeit.

Meines Glückes Ende.

Dort drüben im Hagensberger Wald,
Dort wurde mein Glück geboren;
Dort hab' ich gefunden einen Schatz
An den ich mein Herz verloren.

Dort hab ich mit meinem lieben Weib
Verlebt viel selige Stunden
Und habe in ihren Blauäugelein
Stets neu mein Glück gefunden.

Jetzt krächzen im Hagensberger Wald
Entgegen mir schwarze Raben;
Ich habe auf dem Friedhof dort
Mein sonniges Glück begraben.

Begonnen hat es mit Lächeln einst,
Nun sind mir nur Tränen geblieben. —
Das ist das Schickal aller, die
Auf Erden einander lieben.



Mein letztes Frühlingslied.

Prinz Lenz ist gekommen, der Himmel ist blau,
 Erwartungsvoll zittert der Wald und die Au,
 Die Quellen, die hellen, sie rieseln zu Tal,
 Auf daß sie bestellen den Hochzeitsaal,
 Und Bächen und Flüssen verkünden sie sacht:
 „Prinz Lenz ist gekommen, die Erde erwacht!“
 Die Wellen, die schnellen, sie tanzen voll Lust
 Und werfen sich jubelnd dem Meer an die Brust.
 Und Männlein und Weiblein, sie tanzen mit
 Und jubeln und jauchzen bei jedem Schritt.
 Schon schwäzen die Späzen auf jedem Dach:
 „Die Erde, die Erde wird wieder wach!
 Prinz Lenz, den die Arme so lange vermißt,
 Er hat sie umarmt und wach geküßt.“
 Und sonniges Leuchten gibt's, Blitzen und Glühn,
 Und Singen und Klingen und Grünen und Blühn.
 O, Mutter Erde, wie schön du bist,
 Verjüngt und vom Bräutigam wach geküßt, —
 Wie schön, wie schön!
 Es ist alles, wie ehemals in seliger Zeit!
 Nur Lenzlust und Liebe? Wie weit, ach wie weit!
 Erinnerung führt mich an tröstender Hand

Durch meiner Vergangenheit blühendes Land;
Rings jubelt die Jugend und minnt und freit,
Ich wandre zum Friedhof mit meinem Leid.
Ein Plätzchen beim Schätzchen dort ist mir bestellt
Als letztes Bette in dieser Welt.



Gott ist die Liebe, und wer in
der Liebe bleibt, der bleibt in
Gott und Gott in ihm.

Mein Trost.

An Liebe war dein Herz so reich,
Daß ihm wohl kaum ein zweites gleich
Auf dieser armen Erden;
Und daß dies Herz einst mir gehört,
Das hat mich vor mir selbst verklärt
Und ließ mich glücklich werden.

Nun zog dich Gott zu sich empor,
Und anfangs, da ich dich verlor,
War ich betrübt zum Sterben;
Doch rascher, als ich's je gedacht,
Hat Gott mein Herz hell gemacht
Und ließ mich Trost erwerben:

Du bist in Gott, Gott war in dir,
Und Gott mit dir ist nun in mir,
So lebst du in mir weiter.
Das tröstet mich zu jeder Frist,
Ich fühl es, daß du bei mir bist,
Und werde still und heiter.

Wie einst, so lenkt dein Geist auch nun
Mein Denken all und all mein Tun
Und läßt mein Herz erwärmen.
Und vor dem Tod fühl ich kein Graun;
Ich weiß, die beste aller Frau'n
Wird mich in Gott umarmen.



Am Grabe meiner Frau.

17. April 1911.

Als du noch lebstest, sagt ich's nie,
Nun sag ich's dir am Grabe,
Wie viel, ach wie unendlich viel
Ich dir zu danken habe.

Du wurdest, beste aller Frau'n,
Zu jählings mir entrisen;
Nun will ich dir ein Denkmal baun,
Das alle loben müssen.

Kein Denkmal sei's von Erz und Stein,
Ich präg' es allerorten
In jedes Menschen Herz hinein
In leuchtend goldnen Worten.

Du, die ich meine Muse nann',
Dein Loblied will ich singen,
Hilf mir mit zarter Geisterhand
Mein letztes Werk vollbringen!

Doch wie ich auch mein Hirn zerbrach,
All meine trüben, franken
Gefühle wurden nimmer, ach,
Zu blühenden Gedanken.

Mir unerreichbar scheint mein Ziel!
Seit ich dich nicht mehr habe,
Ging auch mein lustig Saitenspiel
Mit dir, mein Lieb, zu Grabe?

Mit schwerem Sinn und trübem Blick
Starrt ich hinaus ins Leere.
Mir war's, als wenn mit meinem Glück
Mein Herz gestorben wäre.

Da streichelte der Frühlingswind
Lieblosend mir die Wangen,
Und goldne Sonne küßt mich lind,
Und Fink und Amsel sangen.

Und horch! Es war, als tönte mir
Ein liebes Wort entgegen,
Ein Wort, das du im Leben hier
Mich lehrtest allerwegen:

„Die Toten, welche selig sind,
Soll nie ein Mensch bedauern!
Warum willst du, ein Sonntagskind,
Noch immer um mich trauern?

Gott schuf das Herz in deiner Brust,
Zu singen und zu sagen
Von Erdenglück und Himmelstrost,
Und nicht, um trüb zu klagen.

Dir ist des Frohsinns Zauberkraft
Vom Himmel angeboren.
Und diese Kraft, die in dir schafft,
Sie ging dir nicht verloren.

Geh! Stähl dein Herz im Sonnenschein
Zu schaffensfrohem Treiben.
Ich will dein guter Engel sein
Und deine Muse bleiben!"

Als meine Seele dies vernahm,
Hab' ich dies Lied gesungen,
Und Friede still und wundersam
Hat all mein Weh bezwungen.

Es hat dein Geist im Frühlingswind
Lieblosend mich umfassen
Und mich in Sonnenstrahlen lind
Geküßt auf Stirn und Wangen.

Nun fühlt ich's, daß zum Saitenspiel
Die Kraft mir noch nicht fehle,
Und ein unsagbar Glücksgefühl
Durchströmte meine Seele. —



Am 14ten Mai 1911.

Zum ersten Mal, seit zweiundvierzig Jahren,
Kann ich an diesem Tag nicht fröhlich sein.
Zum ersten Mal, seit zweiundvierzig Jahren
Denk ich des Tages, da wir selig waren,
Und bin allein! —

Ich kann dich nicht in meine Arme schließen,
Ich kann dir nicht ins helle Auge schaun;
Ich kann dich nicht in meine Arme schließen,
Ich kann dich nicht mit frohem Lied begrüßen,
Du beste aller Frau'n!

Ich kann's nicht fassen, daß ich dich verloren,
Die mir bestimmt für Zeit und Ewigkeit,
Ich kann's nicht fassen, daß ich dich verloren,
Wo weilst du heut? Du, die für mich geboren,
Mein liebes, treues Weib!

Ob du herniederschauft aus heil'gen Höhen
Und mich noch hörst und siehst, — ich weiß es nicht;
Doch glauben will ich an ein Wiedersehen,
Ein Wiederfinden auch in jenen Höhen
In ew'gem Licht. —

Ich weiß nur eins: Der ew'ge Vater droben,
Der gütig unser Erdenloß gelenkt,
Er bleibt der güt'ge Vater uns auch droben;
Und allzeit will ich preisen Ihn und loben,
Ihn, der dich mir geschenkt.



Text zu einer Melodie von
Anton Rubinstein.

F-Dur op. 3.

Still kommt die Nacht und am Himmelszelt
Strahlen so freundlich die goldenen Sterne,
Bringen mir Grüße aus ewiger Ferne,
Grüße aus anderer Welt.

Träumend gedenk ich vergangener Zeit,
Da ich den Himmel auf Erden gefunden;
Sonniger Liebe selige Stunden,
Ach, wie entfloht ihr so weit.

Immer noch seh ich dein liebes Gesicht,
Immer noch wähne ich mit dir zu leben;
Alles, was du mir an Glück gegeben,
Kann ich vergessen nicht.

Kommt mancher Tag auch, der sonnig mir lacht,
Ach, von meinen heimlichen Tränen
Und von meinem unendlichen Sehnen
Weiß nur die Nacht.



Meiner lieben Frau zum Weihnachtsfest 1910*).

Ich habe mich nicht schlecht gesteut:
Kurz vor der lieben Weihnachtszeit
Ist mir, bepackt und weiß beschneit,
Der Nicolas begegnet.

Und freundlich sagte er zu mir:
„Mein lieber Sohn, ich habe hier
Viel Schönes noch, was wünschst du dir
Für deine lieben Kinder?“

Da sagt ich: „Ich bedaure sehr,
Die Kinder fehlen mir bisher;
Doch meine Frau wünscht sich viel mehr
Als fünfundzwanzig Kinder!“

„So, deine Frau? Dann sag geschwind,
Ist sie auch so, wie Kinder sind,
Hübsch artig, fleißig, lieb und lind
Und brav und wohlherzogen?“

*) Dieses letzte Gedicht hat meine Frau nicht mehr zu lesen bekommen, sie starb in der Nacht vor dem Weihnachtsabend.

„Ach ja, sie ist gar lieb und gut,
Wenn man nur ihren Willen tut;
Ein Widerspruch erregt ihr Blut,
Sie muß stets recht behalten.

Sonst hat sie mich durch nichts betrübt;
Sie hat mich immer sehr geliebt,
Und was sie mir zu essen gibt,
Ist immer gut geraten.“

„So, so!“ sprach Nicolas, — „ich dächt',
Dergleichen Frauen sind nicht schlecht!
Die Frauen haben meistens recht,
Viel öfter als die Männer.

Nun sag' mir mal, und zwar genau,
Was wünscht sich deine liebe Frau?
Sind ihre Wünsche nicht zu blau,
So bring' ich das Gewünschte!“

Sie wünscht sich schöne Leinwand
Und Seife für Gesicht und Hand
Und ein „Kristallhalz“ zubenannt
Salzfäßchen, das man anpreißt.

Auch Taschentücher braucht sie sehr,
Und Notizen, Bilder, Kalender,
Ja, selbst ein schöner Rirschlikör
Wär ihr sehr lieb zum Feste.

Auch Blumen, Handschuh, Postpapier
Und Marzipan von Keiner hier,
Und dann, vor allem auch, von mir
Diverse schöne Verse.

Doch schließlich hat sie sich, — o Graus! —
Noch eigne Equipage aus,
Und eignen Garten, eignes Haus,
Und andre Kleinigkeiten."

Da schob der heil'ge Nicolas
Mir hin sein großes Tintenfaß
Und sprach: „Mein Sohn, notier mir das!
Das kann kein Mensch behalten!"

Da schrieb ich. — Und wer hätt's gedacht,
Der Nicolas hat Tag und Nacht
Gesucht und alles hergebracht,
Was du dir wünschst, mein Lieschen.

Nur ging zuletzt das Geld ihm aus;
Drum fehlen uns, du süße Maus,
Noch Equipage, Garten, Haus,
Und andre Kleinigkeiten.



Bum 14. Mai 1906.

Du, Liebste, zählst nun siebzig Jahre;
Doch wenn du lächelst, glaubt man's nicht,
Du zeigst dann, trotz der weißen Haare,
Ein jugendfrisches Angesicht.

Dein Herz, dein Herz ist jung geblieben;
Drum sieht ein jeder, den du liebst,
Daß du dir durch dein warmes Lieben
Den Zauber steter Jugend gibst.

O möchte Gott dich so erhalten;
Ich möchte dich nicht altern sehn,
Und wünsch, daß einst wir beiden Alten
Noch jung, ganz jung ins Jenseits gehn.



Bum 14. Mai 1908.

Ein windgeschütztes, sonniges
Und warmes Ruheplätzchen,
Das hast du auf dem Höfchen dir
Schon oft gewünscht, mein Schätzchen.

Ein sonnig Plätzchen ist auch da,
Vorm Hause auf dem Rasen.
Doch oft kommt auch der Wind dorthin,
Um frech dich anzubläsen.

Da hast du dir erfinderisch
Ersonnen eine Sache,
Wie man den bösen Winden dies
Fortan unmöglich mache.

„Man nimmt,“ — so sprachst du — „einfach nur
„Vier lange spitze Stöcke,
„Und legt dann Leinwand herum
„Um jeden Stock als Eck.

„Darüber noch ein Leinwanddach,
„Und alles hübsch beweglich,
„So daß vor Sonne oder Wind
„Die Abwehr stets mir möglich.

„Mir wäre längst solch Zelt beschert,
„Hätt' ich 'nen andern Gatten;
„Du aber merkst nicht, wie ich sterb'
„In Dunkelheit und Schatten.“

Ach, liebe Frau, du hast so recht,
Ich sah nicht dein Verderben
Sah dich im Höfchenschatten nicht
Seit dreißig Jahren sterben.

Jetzt hörte ich's, und deinen Wunsch
Bei Tag und Nacht bedacht ich,
Und solch ein Zelt, wie du es wünschst
Bald in Gedanken macht ich.

Da träumt' ich in der nächsten Nacht:
Es kam ein Sturm geflogen
Und ist mit deinem Zelt und dir
Fort durch die Luft geflogen.

Ich war entsetzt. So geht das nicht!
Ich habe angefangen
Sofort ein starkes Zelt zu bau'n
Mit schweren Eisenstangen.

Da träumt ich in der nächsten Nacht:
Du riefst nach Pruß und Lüne
Und gabst Befehl, man solle dir
Umkehren die Maschine.

Die beiden haben's auch versucht;
Jedoch, — daß Gott erbarme!
Umsonst! Sie brachen sich dabei
Zwei Weine und drei Arme.

Da sah ich klar: Ein solches Zelt,
Sturmfest und transportabel,
Wie du es haben willst, bin ich
Zu bauen nicht kapabel.

Doch da du selbst den Plan erdacht,
Hab' ich zu dir Vertrauen,
Und schenk dir hier das nöt'ge Geld,
Um selbst dies Zelt zu bauen.

Dein altersschwacher Gatte.



Meiner lieben Frau zum 14. Mai 1910.

Mein Hinkpink, mein Hinkpink,
Mein liebes, altes, dummes Ding,
Was machst du mir für Kummer!
Dein Ortsinn war zwar immer schwach;
Doch jetzt erkenn ich nach und nach:
's wird damit immer dummer.*)

Zum Beispiel: Gehst du mal treppauf,
Kommst du herab oft, statt herauf,
Und fällst wohl gar herunter;
Denn oben, unten, rechts und links
Bleibt dir ein rätselhaftes Dings,
Daß du verwechselst munter.

Schmerzt auch dein linkes Bein gar sehr,
Du stapfst gerad' auf ihm einher,
Als wär's nicht zu vermeiden.
So schaffst du dir stets neue Bein;
Denn rechtes Bein und linkes Bein
Kannst du nicht unterscheiden.

*) Meine Frau behauptete stets, viel Ortsinn zu haben. Ich konnte das aber nie zugeben und habe sie bei jeder Gelegenheit mit ihrem Mangel an Ortsinn geneckt.

Was hilft's, wenn du in Remmern bad'ft,
 Wenn du dir immer selber schad'ft
 Durch Beinverwechselungen?
 Zum Glück fiel jüngst Frau Dora ein:
 Es könnten dir sehr nützlich sein
 Verband und Wickelungen.

Und dieser wohlbedachte Rat
 Ward ausgeführt und war probat;
 Denn seit dein Bein bebunden,
 Geschieht's, daß du es stets erkennst,
 Und ihm die nö'tige Ruhe gönnst;
 So wird's wohl bald gesunden.

Und kommst du erst gesund zurück
 Von Remmern, — hoff ich auf das Glück,
 Ein Haus dir aufzutreiben,
 Parterre, mit Bad und Sonnenschein,
 Damit du kannst gesund drin sein
 Und auch gesund kannst bleiben.

Hast du auch keinen Ortsinn mehr,
 Ich will dich dennoch lieben sehr
 Und hoch dich ästimieren,
 Und daß du mir geboren bist,
 Dazu kann jeder brave Christ
 Mir heute gratulieren.

Dein lieber Mann.



Meiner lieben Frau zum Wiegenfeste.

Dienstag, den 14. Mai 1891.

Du ließ'st mich vorgestern allein:
„Der ganze Sonntag ist nun dein.“
— So sprachst du beim Umarmen,
„Nun bist du frei, nun geig' und lies
Und dichte für dein Weibchen süß
Auch ein Geburtstags-Carmen.“

Ich sah dir nach, bald warst du fort,
Jedoch dein inhaltsschweres Wort
Mahnt mich an ernste Pflichten.
Erst kaufst' ich Wein und Rosen ein,
Zum Wiegenfest dich zu erfreu'n,
Dann fing ich an zu dichten.

Das Dichten aber fiel mir schwer,
Denn dichtend dacht' ich mehr und mehr
An alle meine Sünden:
Ein schlechter Christ und Egoist,
Ein Mann, der so sein Weib vergift,
Wie ich, ist nicht zu finden.

Am Sonntag, noch zur Kirchenzeit,
 Mach ich zum Geigen mich bereit,
 Wenn ich nicht schreib' dem Rindchen*).
 Und sind wir abends mal allein,
 Dann spinn' ich mich in Gogol ein,
 Statt dir zu weihn mein Stündchen.

Am Werktag lauf ich früh von Haus',
 Zum Frühstück sprech' ich kaum mich aus,
 Und selbst beim Mittagessen
 Kam es schon vor, daß mancher Gruß,
 Den ich zu Haus' bestellen muß,
 Vollkommen ward vergessen.

Die Nas' im Buch, die Geig' am Kinn,
 So bring' ich alle Freizeit hin,
 Da bleibt viel unerledigt.
 Selbst abends, wenn's zu Bette geht,
 Da komm ich häufig viel zu spät
 Zu der Gardinenpredigt.

Wie oft schon warf mit leichtem Sinn
 Ich die Zigarrenasche hin
 Auf frischgeputzte Diele!
 Wie oft schon slog durch meine Schuld
 Ein Leuchter mir vom Notenpult,
 Nach meinem Geigenspiele.

*) Meine Nichte Milly Seuberlich.

Wie oft schon schlug ich ohne Not
 Am Höschenfenster Rücken tot,
 Verknüllend die Gardinen!
 Wie oft beklebte ich den Tisch
 Und griff vor Braten schon und Fisch
 Nach Mandeln und Rosinen.

Als Dichter selbst benahm ich mich
 Zuweilen gar nicht säuberlich
 In Sprache und Manieren.
 Mit Kerls und Teufeln, spät und früh,
 Mit „e“ statt „ö“, mit „i“ statt „ü“
 Kam ich mein Weib chokieren.

Ach, liebe Frau, wenn man bedenkt,
 Wie oft ich also dich getränkt,
 Dann ist es kaum zu fassen,
 Wie eine Frau 'nen solchen Mann,
 Mit solchen Fehlern, lieben kann
 Und nicht von ihm kann lassen.

Wer alles dies gehört, gesehn,
 Der müßte sicher zugestehn:
 Du bist der reine Engel;
 Doch andererseits auch sah man ein:
 Auch ich kann doch mitunter sein
 Ein allerliebster Bengel.

Und weil wir uns als Ehepaar
 Nun volle zweiundzwanzig Jahr

Trotz allem lieb behalten,
So wünsch ich dir zum Wiegenfest,
Es bleibe für den Lebensrest
Uns alles hübsch beim Alten.

Doch weil ich als ein armer Mann
Dir heute wenig schenken kann,
So will ich viel versprechen:
Ich will mich gründlich bessern gehn
Und mich bemühen, einzusehn
All meine großen Schwächen.



Bum 14. Mai 1895.

Taschentücher von Batiste
Scheinen mir nichts nuzend;
Doch da du sie heiß erwünschst,
Schenk ich dir ein Duzend.

Als ein guter Ehemann
Wollt ich heut nicht geizen.
Nimm sie, doch ich rate dir,
Brauch sie nicht zum Schnäuzen.

Denn ist auch dein Näschen meist
Unnatürlich reinlich, —
Bei 'nem Schnupfen wird auch dir
Solch Batisttuch peinlich.

Sonst magst du nach Herzenslust
Damit kofettieren,
Näschen, Nüglein, Stirn und Mund
Sanft damit berühren. —

Meinshalb, zwei in jeder Hand,
Mögst du dich ergehen,
Um mit Grazie jedermann
Grüße zuzuwehen.

Wenn dir das Vergnügen macht,
Macht es mir nicht Schmerzen.
Solche Tücherspielerei
Gönn ich dir von Herzen.

Mögst du mit Gesundheit nur
Alle zwölf genießen
Und mit Trauertränen nie
Eins davon begießen. —



Bum Geburtstag meiner lieben Frau

am 14. Mai 1899,

nachdem wir am 1. Mai unseren 30jährigen Hochzeitstag
gefeiert hatten.

Der dreißigjäh'ge Krieg ist aus,
Wir machten endlich Frieden
Und wohnen noch im selben Haus
Und sind noch nicht geschieden.

Jedoch mein Frauchen seit der Zeit
Erkenne ich kaum wieder,
Sie wird, vermeidend jeden Streit,
Von Tag zu Tag timider.

Wenn sie ein Vorfall irritiert,
Verbirgt sie's in Gedanken,
Und wenn sie mit mir musiziert,
Geschieht dies ohne Zanken.

Bei Leutewechsel, Wohnungsnot,
Streif, Mord- und Aufruhr-Fieber*)
Geht sie mit mir still in den Tod
Oder auch dran vorüber.

*) Dicht neben unserem Sommerhäuschen gab es in diesem Mai gewaltige Arbeiter-Unruhen.

Ja, selbst wenn unser lieber Wirt
Karboliert den Keller*),
Verschluckt sie alles unbeirrt
Und weint nur auf den Teller.

Sie, deren Herz sonst vollgepreßt
Mit einer Wunschlawine,
Wünscht jetzt sich zum Geburtstagsfest
Nur eine Nähmaschine.

Und daß ich kein Gedicht gemacht,
Und nur solch Ding versprochen,
Hat doch nicht ihren Zorn entfacht
Und nicht ihr Herz gebrochen.

Kurzum, sie ward so still und zahm,
So quasi unwahrscheinlich,
Daß diese Wandlung wunderbar
Mir störend wird und peinlich.

Die Friedenszeit ist ja ein Glück;
Doch lustiger ist das Streiten,
Und darum wünsch ich mir zurück
Die kriegerischen Zeiten.

*) Unser Eiskeller war repariert worden und die Holz-
teile in Karbolium getränkt, so daß alles nach Karbol-
roch und der Keller gar nicht benutzt werden konnte.

Auch ewger Friede schafft Verdruß
Und kann uns wenig frommen;
Nach dreißigjäh'gem Kriege muß
Der siebenjäh'ge kommen.

Mit diesem Troste laßt uns drum
Das volle Glas erheben.
Der Frieden macht mein Frauchen stumm,
Der lust'ge Krieg soll leben!



Meiner lieben Frau zum 14. Mai 1900.

Ich sang es allen im vorigen Jahr
In rührenden Akkorden,
Wie du, nach dreißigjäh'gem Krieg,
So fromm und zahm geworden.

Und schließlich wünschte ich frevelhaft,
Es möge zu unserm Frommen
Nach dreißigjäh'gem Kriege noch
Der siebenjäh'ge kommen.

Die Folge war, daß tags darauf
Du mich gekraht und gekniffen,
Und überhaupt seit dieser Zeit
Dich täglich an mir vergriffen.

Und als dein Geburtstag herangerückt,
Da hast du die Hauptschlacht erfonnen,
Und mit meines Herzens Belagerung
Ward sie mit Klugheit begonnen.

Mit Reden hast du mir unterminiert
Die Forts der gewollten Laten
Und schossest auf mich deine Wünsche ab,
Wie Bomben und Granaten.

Und als in meiner Prinzipien Wall
Die erste Bresche gelegt war,
Da ruhest du nicht, bis die letzte Wehr
Im Sturme hinweggefegt war.

Dann hast du, wie in Feindesland,
Gewirtschaft't in meinem Beutel
Und mich vollkommen ausgeraubt,
Bom Fuß bis an den Scheitel.

Zum neugeformten Sommerhut
Schien dir sehr nötig, leider,
Ein neuer Sommer-Paletot
Und neue Sommerkleider.

Du nahmst mein Gold und ließ't dir draus
Ein neues Armband schmieden,
Und ohne neuen Petroleum-Herd
Gabst du dich nicht zufrieden.

Auch mußt ich durchaus dein Sommer-Palais
Mit neuen Tapeten bekleben
Und unserer Tür zum Schlafgemach
Den kostbarsten Anstrich geben.

Ein neuer Möbelüberzug,
Korb, Tonne, Wäsche, Gardinen
Und mehr dergleichen ist unbedingt
Dir notwendig erschienen.

Und als wir so endlich Frieden gemacht,
Da fragt'st du, — fast kriegt' ich die Kränke:
„Sag, Männchen, hast du auch schon gedacht
An meine Geburtstagsgeschenke?“

Geschenke zum Geburtstag noch!
Wie soll ich dazu kommen?
Hast du für Kriegskosten nicht schon
Mein ganzes Vermögen genommen?

Ist Krieg auch teuer, lieber laß'
Ich weiter mich beschießen,
Denn teurerer, das seh ich, ist
Das dumme Friedensschließen.

Und sollten wir im nächsten Jahr
Auch noch im Kriege leben,
Dann will ich der Belagrer sein
Und du kannst dich übergeben.



Meiner lieben Frau zu Weihnacht 1909

mit einer von selbst bratenden Bratpfanne.

Soll ein Braten gut geraten,
 Muß man fleißig ihn begießen;
 Doch die Köchinnen scheint immer
 Solch Begießen zu verdrießen.
 Dies, wie alle Sachen, machen
 Diese Frauenzimmer immer
 So, wie mans nicht haben will,
 Und von Jahr zu Jahr wirds schlimmer.
 Und die Frau hat allemal
 Mit dem Braten große Qual. —
 Darum ward von deinem Manne
 Eine feine Bratenpfanne
 Dir gekauft, — die, wie man liest,
 Ganz von selbst das Fleisch begießt.
 Recht genießbar wird es nur
 Erst nach dieser Prozedur.
 Dieses lernte ich genau
 Längst von dir, geliebte Frau.
 Ach, ich alter Teufelsbraten
 Bin ja selbst nur gut geraten,
 Weil du allzeit unverdrossen
 Mich mit Reden hast begossen.



Ein Märchen für meine liebe Frau.

Mit einem Uhrgehäuse in Pantoffelform.

24. Dezember 1904.

Es ist einmal eine Frau gewesen,
Die fühlte sich dazu auserlesen,
Den unerzogenen Mann zu erziehen,
Und tat es auch mit großen Mühen;
Denn Reden reden verstund sie,
Und Pantoffelschwingen, das kunnt sie.

Und weil sie im guten wie im bösen
Zumeist ein vortreffliches Weib gewesen,
So ließ sich der Gatte nicht von ihr scheiden
Und mochte Pantoffel und Rede wohl leiden;
Denn Reden reden verstund sie,
Und Pantoffelschwingen, das kunnt sie.

Doch weil sich leicht alte Zungen verstauchen
Und auch die Pantoffel sich mählich verbrauchen,
So schaffte der gute Ehemann
Der Frau einen neuen Pantoffel an
Und schenkte ihr den. Denn reden kunnt sie,
Und das Pantoffelschwingen verstund sie.

Doch dieser Pantoffel war klug und weise
Bestimmt zu einem Uhrgehäuse,
Auf daß die Frau die Zeit nicht vergesse
Und richtig sie zur Erziehung bemesse;
Denn Reden reden verstund sie,
Und Pantoffelschwingen, das kunnt sie.

Seitdem hat sie gelernt ihrem Alten
Viel kürzere Predigten zu halten,
Und künft'ge Geschlechter noch werden es lesen,
Daß Frau und Mann sehr glücklich gewesen;
Denn Reden reden verstund sie,
Und Pantoffelschwingen, das kunnt sie.

Als dieses Märchen vernahm dein Mann,
Da schaffte er auch solchen Toffel an.

Benutze ihn weise

Als Uhrgehäuse,

Dann kann wohl auch aus uns auf Erden
Vielleicht ein glückliches Paar noch werden.

Rudolf.



**Meiner Frau mit einem Neujahrsgeschenk
1905.**

Ich wollte dir schenken ein Königreich
Und wollt's auch erobern,
Aber nicht gleich.
Ich wollte dir schenken ein schönes Haus,
Aber auf Pump gab
Keiner eins raus.
Ich wollte dir schenken Kutsche und Pferd,
Aber ich fand nichts,
Was deiner wert.
Schließlich, als ich dies alles bedacht,
Hab ich mir aber den Vorwurf gemacht:
Ich sei in Gedanken ein großer Verschwender;
Drum schenk ich dir heute nur
Einen Kalender.



Meiner Frau zu meinem Geburtstage 1900.

Wenn jemand eine Lampe braucht,
Die niemals qualmt und raucht und schmaucht,
Dann soll er nicht dran denken,
Sie anderen zu schenken.
Auch nicht der eignen lieben Frau;
Jetzt weiß ich dieses ganz genau!
Doch damals, — kindlich, wie ich bin. —
Da dachte ich in meinem Sinn,
Daß das, was meine Frau bekommt,
Auch mir gehört und nützt und frommt.
Wir leben ja nicht in Feindschaft,
Sondern in Gütergemeinschaft! —
So bracht ich denn in vor'gem Jahr
Dir, Gattin, solche Lampe dar; —
Und sehr erfreulich war's zu sehn:
Sie brannte wirklich wunderschön
Und stand im braunen Zimmer
Und qualmte nie und nimmer.
Doch nahm ich mir zum Schreiben mal
Die Lampe mit in meinen Saal,
Gabs früher oder später
Stets mächtiges Gezeter.

Hieraus erfah ich denn geschwind,
Daß wir nicht völlig eins mehr sind,
Und daß jezt keines mehr Verzicht
Zu leisten wünscht auf eignes Licht.
Drum schaffst ich diese Lampe an,
Die schenke heute deinem Mann;
Dann hat ein jedes, was es braucht:
Ein Licht, das niemals qualmt und raucht.



Liebe Molly*).

Mein sechsundssechzigjäh'r'ger Mann
Hat etwas großes verrichtet:
Er hat drei Dramen von Tolstoi
Verdeutsch't und richtig verdichtet.

Er sagt: Er habe bisher nur Schund
Gedichtet als Pegasus-Reiter!
Er fühle sich jetzt als Dichter erst!
Und wenn ich's nicht glaube, schreit er.

Er sagt: „Drei Fünfkatter, welche in
Neun Monaten fertig waren!
Ja, — mache mir das mal einer nach
Mit sechsundssechzig Jahren!

Dies scheint mir beinah so ruhmestwert,
— Wie ich behaupten möchte,
Als wenn ein sechzigjäh'r'ges Weib
Zur Welt noch Drillinge brächte.“

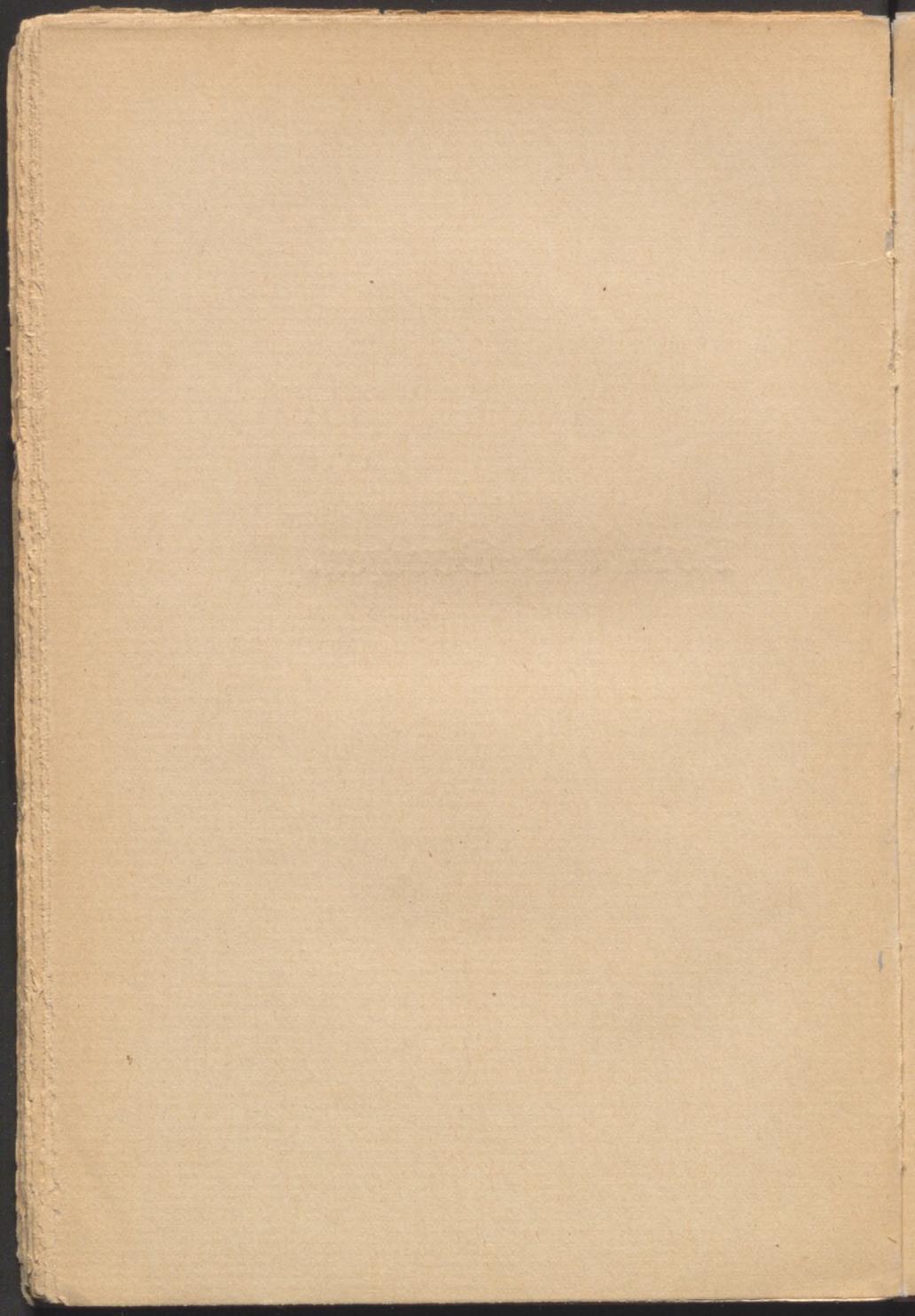
*) Meine Frau schenkte ihrer Freundin die von mir
übersetzten Dramen Tolstois, und auf ihre Bitte mußte ich
in ihrem Namen ein Begleitschreiben in Versen machen.

Wie hoch mein Mann die Dramen schätzt,
Das kannst du hiernach dir denken;
Drum möchte ich zum Geburtstag dir
Die herrlichen Bücher schenken.

Deine stolze Freundin
Ljilka.



Dora und Dorchchen.



Der Frau Doktorin Dora Augsburg zum Namenstage

vom dankbaren Streichquartett mit Überreichung eines
Blumenordens.

Dora Augsburg, geborene Großbauer!

Wir bitten dich zunächst, dich zu setzen; denn was wir
dir mitzuteilen haben, könnte dich vielleicht zu sehr er-
schüttern.

Wir sind hier erschienen als die Erfinder und Gründer
eines neuen Ordens. Es ist der Blumenorden pour le
merite für Kunst und Wissenschaft, der heute zum ersten-
mal einem Menschenkind verliehen werden soll.

Damit dir die Sache nicht ungereimt vorkommt, haben
meine Kollegen mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, dir
die nötigen Erklärungen in Versen zu geben:

Man merkt es, unser Streichquartett
Spielt jetzt zuweilen wirklich nett.
Und fragt man uns: Wie ist dies möglich?
Ihr spieltet doch zuerst sehr kläglich?
Dann weisen wir mit stolzem Sinn
Auf unsre zweite Geige hin:
Ja, reizende Frau Dora,
Du brachtest uns in Flora!
Du hast uns, wenn wir musiziert,

Durch zarte Winke animiert
 Und rieffst durch Ton und Wort und Blick
 Uns oft von Irrwegen zurück.
 Du, als Doktorin, hast studiert,
 Wie man von Fehlern uns kuriert,
 Und schon dein Mienenspiel allein
 Dieß froh uns oder traurig sein.
 Du liebest über dich ergehen
 Manch falsch Getön in höchsten Höhn,
 Und sahst dabei nur dann und wann
 Den Missetäter strafend an;
 Und wenn man, vom Gefühl gepackt
 In Rhythmus sündigte und Takt!
 Dann merkst'st du immer, wo was fehlt,
 Und hast so lange laut gezählt,
 Bis alles wieder kam in Gang
 Und deine Stimme heiser klang.
 Und dein Bemühn blieb nicht umsonst,
 Ein Jeder glüht jetzt für die Kunst:
 Der Seuberlich übt wie verrückt,
 Damit kein hoher Ton mißglückt,
 Der Keiner strebt nicht mehr im Wahn
 Nach eigener Kometenbahn,
 Und Werther spielt sogar im Takt,
 Auch dann, wenn das Gefühl ihn packt.
 Kurzum, wenn wir auf dieser Erden
 Noch feine Musikanten werden,
 So sind wir einig alle drei,
 Daß dieses dir zu danken sei.

Drum wollen wir für alle Plage
Und Mühe dir am Namenstage
Den Blumenorden hier verleihn,
Und hoffen, er wird dich erfreun.



Als Dora sich erwartete.

Dora, mein Wahlkind, jetzt sind es zwei Wochen,
Daß ich dich nicht gesehn und gesprochen!
Gütige Götter, was hab ich verbrochen,
Daß ich gestraft ward so hart? — So hart!

Zweimal schon stand ich vor deinen Türen,
Zweimal schon hört ich: du gingest spazieren, —
Und zwar nach 2, wo Ihr pflegt zu dinieren.
Dora, mein Wahlkind, verleugnest du dich?

Denk an die kommenden Wochen, die langen,
Wo ich, — dir ferne, — mit Bittern und Bangen
Warten muß auf den künftigen Rangen;
Dora, mein Wahlkind, das halt ich nicht aus!

Einmal, — nur einmal noch möcht ich dich sehen,
Ehe das liebliche Wunder geschehen,
Welches, nach kurzen Leiden und Wehen,
Doppelt's Leben auf Erden dir schenkt.

Dora, du, die ich zum Wahlkind erkoren,
Daß dich beschwören bei allen Hören:
Sag mir's per Telephon in die Ohren,
Sag mir's, wann bist du zu Hause für mich?

Dein trauriger Wahlvater: Seuberlich.

N.B. Den teilnehmenden Lesern brauche ich wohl
nicht zu sagen, daß ich nicht lange traurig zu sein brauchte.



Johannis-Triebe.

frei nach dem Russischen des Lew. Alex Mey.

Ihr dunkelgrünen Augelein,
 Welch starken Zauber schließt ihr ein,
 Daß ich bei eurem grünen Schein,
 Ach, alles muß vergessen.
 Mir ist, als wäre über Nacht
 Durch eure süße Zaubermacht
 Mir neu ein Paradies erwacht,
 Wie ich es einst besessen.

Grün sah ich alles um mich her,
 Grün schaut mich an das tiefe Meer,
 Mir scheint sogar, der Himmel wär'
 Grün leuchtend allerorten.
 Ja, wißt, es dünkt mich dann und wann,
 Als finge bei mir altem Mann
 Das Herze neu zu grünen an,
 Das doch schon längst verdorrte.

Ihr dunkelgrünen Augelein,
 Ihr sollt mein Zauber-Jungbrunn sein;
 Drum will ich euch dies Liedchen weihn
 Mit meiner letzten Liebe.

Und wars auch nur ein schöner Traum,
Ich gab ihm gern im Herzen Raum.
Wer gönnt dem alten morschen Baum
Nicht die Johannistriebe.



Offenes Schreiben von Jurri Corrupil an Rudolf Seuberlich.

Mein liebe Err Seuberlich.

Als ich auf Zettel atte gelesen,
 Laß lustige Wittwe ist gewesen,
 Und taß Ihr Wahlkind sollt Wittve sein,
 La ging ich gleich in Theater errein.
 Di, war tie Dora*) fein und apptittlich,
 Absch angezogen, und schlank und niedlich,
 Und nur, wo nötig, auch voll und rund.
 Di, Wasser lief mir zusammen in Mund,
 Wie wenn ich sah Delikateffen,
 Von welche ich gerne möchte essen.
 Von Singen und Prechen kar nicht zu reten;
 Toch, wenn sie erst tanzt, behert sie jeten.
 La kamen auch gleich zu ihr in Hausen
 Bestackte Tänzer hingelaufen,
 Und machten ihr alle furchtbar tie Kur
 Und wollten tanzen mit Dora nur.
 Sie trängten eran auf Mord und Tod,
 Wie Fliegen kriechen auf Zuckerbrodt.
 Toch Dora wollt statt mit diese Errn

*) Dora Augsburg-Großbauer gastierte im Mai im Rigaschen Stadttheater als Lustige Witwe.

Wie Fischehen, was sich in Wasser wiegt,
 Wie Vogelchen, das nach Himmel fliegt,
 So tanzt die Lora ringsum den Saal
 Und lächelt dabei wie ein Sonnenstrahl.
 Di, könnt ich als Frau die Lora kriegen,
 Dann ließ ich all meine Brauten liegen
 Und nähme die Lora mit oder ohne
 Ihre achtundachtzig Millionen.
 Ja, sehn Sie, ich möchte mich kaum betenken,
 Zehntausend Franken auch fortzuschicken
 Für einen einz'gen Tanz mit ihr, —
 Wie Graf Danilo verlangt dafür,
 Wenn ich nur ichtens für diese nette
 Sache so viel in Tasche ätte. —
 Sie können ihr sagen, Herr Seuberlich:
 So'n Frau wäre richtige Frau for mich,
 Und wenn sie sich scheitern lassen will,
 Dann mach ich ihr gern zu Frau Corrupil.



Mein Traum.

Klein Dorchen war geboren noch nicht,
 Da hat ich ein sonderbar Traumgesicht:
 Mir träumte: Es trat der Sensenmann
 Mit Sanduhr und Hippe zu mir heran.
 „Was willst du? — rief ich — Ist's denn schon Zeit
 Zum Gang mit dir in die Ewigkeit?“ —
 „Nein, — sprach er — du darfst noch leben und dichten,
 Wenn's dir nicht paßt, darauf zu verzichten;
 Mir hat der Herr über Tod und Leben
 Besondere Botschaft für dich übergeben.
 Frau Dora, dein Wahlkind, liegt schwer in den Wehn.
 Sie oder ihr Kindchen muß mit mir gehn!“
 Da rief ich entsetzt: „Halt ein, halt ein!
 Gott ist barmherzig, das kann nicht sein!“
 Er aber sprach: „Streng ward mir befohlen,
 Eine der beiden Seelen zu holen.
 Sie retten kann nur, wer so innig sie liebt,
 Daß er mir für sie seine Seele gibt.
 Willst du freiwillig die Seele mir geben,
 Dann bleibt so Mutter wie Kind am Leben!“
 Da rief ich erfreut: „Ich alter Knabe,
 Ich steh ja mit einem Fuß schon im Grabe.
 Bringt meine Seele den beiden Gewinn,
 Dann geb ich sie dir mit Freuden hin!“

Als ich erwachte, hab ich vernommen,
Klein Dorchchen ist glücklich zur Welt gekommen,
Und alle wissen, daß Mutter und Kind
Noch heute gesund und voll Leben sind.
Ich dachte freilich ein Weilschen voll Not
Des Traumes und wartete auf den Tod;
Allein, da er nicht meine Seele genommen,
So hat er wohl andre Befehle bekommen.
Vielleicht sagt mancher, der dies gelesen:
Mein Traum sei ein alberner Traum gewesen;
Ich aber kann ihn vergessen nicht,
Und schau ich Klein-Dorchchen ins liebe Gesicht,
Da ist mir, als hätte ich, seit sie geboren,
An sie ein Stück meiner Seele verloren,
Und darum lieb ich die Kleine so sehr,
Als wenn es mein wirkliches Großkindchen wär.



Alein Wiegensegel für Klein-Dorchen.

Klein Dorchen, mein liebes Wahl-Großkind,
Du schuffst der Mutter viel Schmerzen
Und hast auch den Vater erschreckt und enttäuscht;
Du warst ihnen nicht nach dem Herzen.

Sie hatten sich beide ein Söhnchen gewünscht,
Und niemand war völlig zufrieden,
Daß statt eines Söhnchens ihnen nur
Ein Töchterchen ward beschieden.

Nur ich, dein Wahlgroßvater, bin
Zufrieden mit dir gewesen;
Ich habe in deinem Schicksalsbuch
Von sonniger Zukunft gelesen.

Ich weiß, ein Junge wär leichter vielleicht
Hinein in die Welt gesprungen;
Doch Schmerz und Enttäuschung kommt später nach
Bei solchem unbändigen Jungen.

Du aber wirst stets die Eltern erfreuen
Und prächtig gedeihn allervvegen;
Ich lege dir in die Wiege jetzt
Meinen Wahl-Großvater-Segen.

Es soll dein kleines Herze bald
Erglühn in heiliger Lohe
Für alles, was groß ist, gut und wahr,
Für alles Schöne und Hohe.

Und insbesondre Frau Musica
Soll himmelan mit dir schweben
Und dir durch ewigen Sonnenschein
Durchleuchten das ganze Leben.

Du sollst, wie die Mutter, schön und klug
Und gut wie der Vater werden,
Und sollst auch einen guten Mann
Einst finden auf dieser Erden.

Und wenn einst in Erfüllung geht
Mein Wahl-Großvater-Segen,
Dann mögst du in die Wiege ihn
Auch deinen Kindern einst legen.

d. 27. April 1910.



Wiegenlied.

Schlaf, mein süßes Dörchen,
Schließe Aug und Ohrchen!
Schließe auch dein kleines Mündchen;
Denn das ist gesund, mein Kindchen!
Nur durchs Näschen ganz allein
Atme Luft und Leben ein.
Schlase, Kind, schlaf ein!

Schlaf, mein süßes Dörchen,
Träum von keinem Mohrchen,
Träume nichts, was schwarz und häßlich,
Träume nichts, was böß und gräßlich,
Träum von lichten Engeln,
Die dir ihren Schutz verleihn;
Schlase, Kind, schlaf ein!

Wirst dann beim Erwachen
Frisch und fröhlich lachen.
Und das Trinken und das Essen
Wollen wir dann nicht vergessen;
Denn es soll Klein-Dörchen fein
Wachsen, blühen und gedeihn.
Schlase, Kind, schlaf ein!



Klein-Dorchen zum ersten Geburtstag

am 4. April 1911.

Die Sonne, die droben am Himmel thront,
 Wird von Milliarden Eschen bewohnt, —
 Die sind so leicht, wie lichte Gedanken,
 Und so gesund, daß sie nie erkranken,
 Und daß man jedes Kranksein vergißt,
 Wenn solch ein Sonneneßchen uns küßt.
 Sie fliegen auf goldenem Sonnenstrahl
 Oft nieder ins dunkle Erdental,
 Und kommen sie auch zur dunkelsten Stelle,
 Dort, wo sie weilen, wird alles helle.
 Und wen sie anschauen lieb und mild,
 Der wird von holder Musik erfüllt,
 Und was sie berühren, wird ein Gedicht,
 Das grünt und blüht und lebt und spricht.
 Und wem sie fliegen ins Herz hinein,
 Der kann nie dauernd traurig sein. —
 Seitdem ich erkannt, daß es Sonneneßchen gibt,
 Hab ich sie immer von Herzen geliebt,
 Und sie? — Nun, das ist bei Esen so Brauch —
 Wer herzlich sie liebt, den lieben sie auch.
 So kommt's, daß mir beim Erdenwallen
 Die Sonneneßchen taten schon manchen Gefallen.
 Heut Morgen flog, als ich eben erwacht,

Ein solches Elfschen ins Fenster saht.
 Und als es sah, daß betrübt meine Seele,
 Da fragte es freundlich, was mir fehle?
 „Ach, — sprach ich — die Sorge ist zwar klein,
 Doch könnte ich ohne sie glücklicher sein.
 Mein Großkind, Klein-Dorchen, hat immer noch Husten,
 Ich bitt' dich, versuche ihn fortzupusten,
 Zumal, da gerade zu dieser Frist
 Klein-Dorchens erster Geburtstag ist.“
 Da sprach das Elfschen: „Wir wollen mal sehn,
 Was möglich mir ist, das soll geschehn.
 Geschieht's nicht heute, so sicher doch morgen,
 Darüber mache dir keine Sorgen!“
 Und — husch! — fort flog's und flog hierher.
 Nun Dorchen, mein Großkind, huste nicht mehr!
 Und wirfst du wieder mal ungesund,
 Dann tu's nur mir, dem Großpapa, kund;
 Ich bitte dann gleich die Sonnenelfen,
 Zu dir zu fliegen und dir zu helfen,
 Und küssen sie dich, mein Engelein,
 Auf Mund und Augen und Wänglein,
 Dann wirfst du von jeder Krankheit genesen,
 Noch ehe du merkst, daß du krank gewesen;
 Und bist du artig, dann werden fürs Leben
 Die Elfschen dir dauernden Sonnenschein geben.

Das wünscht von Herzen Dein Wahlgroßvater
 Rudolf Seuberlich.



Als klein Dorchchen mich zum ersten Mal besuchte.

Klein Dorchchen ist ein liebes Kind
Und klug, — wie keine andern sind,
So daß sie jedes Herz gewinnt
Bei Alten und bei Jungen.

Obgleich erst 13 Monat alt,
Gleicht sie genau den Eltern bald,
Hat Antlitz, Wesen und Gestalt
Von Vater und von Mutter.

Sie lächelt wie ein Engelein,
Und Grübchen hatt's im Wängelein
Und Finger wie ein Zängelein,
Die werden einst fein geigen.

Sie packt damit schon, wie ein Mann,
Was ihr gefällt, so feste an,
Daß man's ihr kaum entreißen kann,
Und tut man's doch, dann schreit sie.

Längst sagt sie schon: „Papa, Mama,“
Und sehr energisch: „Nein und Ja!“
Und mich nennt sie schon: „Opapa!“
Das freut mich ganz besonders!

Sie kann fast jedes Wort verstehn,
 Und kriechen, tanzen, stehn und gehn,
 Und Männern schon den Kopf verdrehn,
 Wenn sie sie liebt und streichelt.

Sie singt schon, wie die Mutter singt,
 Wenn's auch ein bißchen anders klingt
 Und segelt auch, wenn's Geln mißlingt,
 Ganz ohne Boot und Segel.

Kurzum, wer dieses Kindchen kennt,
 Merkt bald, zu allem hat's Talent,
 Und dabei auch viel Temperament;
 Denn wenn sie böß' wird, fragt sie.

Anmutig, freundlich und gescheit,
 Bringt sie es sicher mit der Zeit
 In allen schönen Künsten weit
 Und wird noch Großes werden.

Als die Mama sie zum Besuch
 Zum ersten Mal ins Haus mir trug,
 Da hat sie artig, lieb und klug,
 Das ganze Haus bezaubert.

All ihre Kunststück', klein und groß
 Ließ sie vor meinen Damen los,
 Und saß vergnügt auf meinem Schoß,
 Mich streichelnd und umarmend

Sie hat gekralt, gejauchzt, gelacht, —
Doch eh ich's dacht, da hat sie sacht
Ganz etwas andres noch gemacht,
Was mir nicht ganz gefallen.

Da gab ich rasch das Kind zurück:
Das war nicht Kunst, das war nicht Stück,
Das war Natur! Doch das bringt Glück:
Drum will ich ihr verzeihen.



Die Grazien.

(Als Elsa Großbauer mich um ein humoristisches Gedicht für eine in Graz stattfindende Matura-Feier gebeten hatte.)

Daß einst im alten Griechenland
Die Grazien wohnten, ist bekannt,
Und daß sie dort geboren sind,
Lernt in der Schule jedes Kind.

Allein ich frag: Wo blieben sie?
Das ward bis jetzt erforscht noch nie.
In Griechenland? O nein, nein, nein!
Dort können sie unmöglich sein.

Dort ist ja schon seit langer Zeit
Die Männlichkeit wie Weiblichkeit
Bewildert und verroht und frech,
Von dort zog jede Grazie weg.

Doch müssen, — das sieht jeder ein, —
Sie irgendwo geblieben sein,
Wo man sie liebt und zart verehrt
Und ihnen gleich zu sein begehrt.

In Frankreich? Möglich wär es wohl! —
Doch nein, dort ist man zu frivol.
In Spanien? Dort ist man zu stolz,
Und alle Damen steif wie Holz.

In England? Nein, dem fehlt der Sinn
Für Grazie. Bringt's doch nicht Gewinn.
Und Rußland? Dort wird mit Genuß
Grazie ertränkt im Spiritus.

Italien? Nein, zu heiße Glut
Tut zarten Grazien niemals gut.
In Deutschland? Nein, wie Rheinwein herb,
Ist dort das Weib, und meist zu derb.

Doch Osterreich? Ja, das könnte sein,
Dort können Grazien wohl gedeihn,
Zumal in Graz, wo unbedingt
Graziös bereits der Name klingt.

Ich selbst war freilich niemals dort,
Doch hört ich, reizend sei der Ort,
Und alles Schöne wächst dort wild,
Und jedes Mädchen sei ein Bild.

Ich kenn drei Grazerinnen nur;
Doch alle drei sind von Natur
So anmutig und schön und lind,
Als wenn's die rechten Grazien sind.

Ich sag't's; da meinten sie betrübt,
Daß es in Graz viel Frauen gibt,
Die man für viel grazioser hält
Als sie und alle Frau'n der Welt.

Wenn dieses stimmt, dann scheint mir klar,
Daß Grazer Frauen offenbar
Die Nachkommen und Kindeskind
Der einst'gen Griechen-Grazien sind.

Ich hab's entdeckt! Ich hab's erkannt!
Als ein Prophet im Baltenland,
Und hoff', daß Graz, wenn's dies bedacht,
Mich noch zum Ehrenbürger macht.

Ihr lieben Grazer seht's und sah't's
Die Grazien sind zu Haus in Graz
Und wer's nicht glaubt, der melde sich
In Riga bei R. Seuberlich.



Bum Naucrates-Fest am 20. April 1910*).

Es ist ein Kraken in der Bank,
 Der wär, — ich sag es frei und frank, —
 Der allerbeste Kraken,
 Hätt' nicht das Ding 'nen Hafen. —
 Ein Riesenehrgeiz plagt den Mann:
 Ist, was er tut, nicht völlig gut,
 Dann sinkt sein Mut, dann hält er an,
 So daß er's lieber gar nicht tut.

Darum bleibt auch sein Riff allhier
 Oft ledig über die Gebühr;
 Sein Ehrgeiz sieht's voll Bangen,
 Wenn andre besser fangen**).
 Nur wenn ein Riesendurst ihn plagt,
 Dann kommt er her mit ledem Mut
 Und sitzt hier feste, bis es tagt;
 Denn was er tut, das tut er gut.

Er hat auch eine Stimme fein,
 Und könnte ein Scholander sein;
 Denn eine Laute hat er schon,
 Und spielt drauf wie ein Tubal-Sohn,
 Doch will er, — hört ich munkeln, —

*) Dr. Th. Augsburg erhielt in der Krakenbank den Namen Naucrates.

***) fangen, Krakenausdruck für trinken.

Scholander selbst verdunkeln.
 Drum singt und spielt er hier noch nicht,
 Und übt verzweifelt und voll Mut,
 Daß er sich Meisterschaft ersicht;
 Denn was er tut, das tut er gut. —

Sogar im Dichten wär er groß,
 Und quatschen könnte er famos;
 Allein er scheut vor diesen Sachen,
 Weil's andre — meint er — besser machen.
 Er, der ersegelt manchen Preis,
 Und der als Arzt auf Vorbeern ruht,
 Strebt nicht nach kargem Vorbeerreis;
 Denn was er tut, das tut er gut.

Er hat zur Krakin mit Bedacht
 Die Dora Großbauer gemacht.
 Auf daß sie mit dem Singemund
 Uns allezeit bezaubern kunt.
 Kein andrer tät's noch tat es;
 Drum preis' ich den Naucrates,
 Er hat die kleine Nachtigall
 Gefesselt hier in Liebesglut,
 Das wissen die Nigenser all.
 Ja, was er tut, das tut er gut.

Und jetzt hat unser Kraken gar
 Ein allerliebstes Dorchchen-Paar.
 Klein-Dorchchen, — ich verrat es,

Gleicht jetzt schon dem Naucrates
Und singt schon, wie die Mutter singt,
Und wenn's auch etwas anders klingt,
Viel Temperament steckt ihr im Blut;
Ja, was Naucrates tut, wird gut.



Wie die Musik zur Erde kam

oder

Wie die Erde zu ihren Musikanten kam.

Ein Märchen für das große und kleine Dörchen.

Vor vielen tausend Jahren gab es auf Erden noch keine Musik. Nur die Vögelchen sangen schon und das Rindvieh brüllte: Mu—uh! Und das Schaf blökte: Bääh! Und der Hund bellte: Wau, wau! Und die Katze miaute: Miau! Und der Esel schrie: J—a, ja! Wir Tiere verstehen doch mehr, als die Menschen! Wir können singen und die Menschen nicht! J—a!

Nur im Himmel gab es auch damals schon Musik, und zwar eine viel schönere, als man sich das denken und vorstellen kann. Die großen Engel sangen nicht nur, sondern spielten auch auf Harfen, Flöten und Geigen und anderen wunderbaren Instrumenten, die kein Mensch kennt, und die kleinen Engelchen hatten auch schon alle Tage Singstunde, und wenn die großen Engel in mächtigem Chor ihre himmlische Musik ertönen ließen, dann durften auch die kleinen Engelchen, wenn sie hübsch fleißig geübt hatten, mitzingen mit ihren feinen Stimmchen, und das klang gar schön und lieblich. Der Zauber dieser Musik war so groß, daß alle, die sie hörten, sich überselig fühlten, und daß sogar allerlei Wunderblumen davon erweckt wurden und herrlich blühten und leuchteten in den schönsten Formen und Farben. Und der liebe Herrgott hörte es und sah es

und war zufrieden mit seinem Himmel, und die Engel waren es auch. —

Nur die kleinen Engelchen waren noch dumm und unerfahren, gerade so, wie die kleinen unartigen Kinder auf Erden zu sein pflegen. Sie waren nicht zufrieden mit dem, was sie hatten, und sehnten sich immer nach neuen Dingen, die gar nicht für sie paßten und taugten. Sie wollten auch auf den himmlischen Instrumenten spielen und verstanden es doch nicht. Sie wollten auch in die großen Notenbücher, aus denen die großen Engel sangen, hineinschauen, und sie verstanden doch keine Noten zu lesen. Und wenn in der Nacht die goldenen Sterne erwachten, dann griffen sie danach und konnten sie doch nicht erfassen, weil sie viel zu weit von ihnen entfernt waren. Und wenn dann am Tage die Sonnenstrahlen kamen und ihnen allerlei seltsame Dinge von diesen Sternen und ihren Bewohnern erzählten, dann wollten sie gar zu gern dorthin fliegen; sie konnten aber noch gar nicht fliegen, weil ihre Flügelchen noch viel zu klein waren, und außerdem konnten sie überhaupt nicht heraus aus dem Himmel, weil das streng verboten war und weil Petrus das große Himmelstor immer sorgsam verschlossen hielt und niemand hinausließ. —

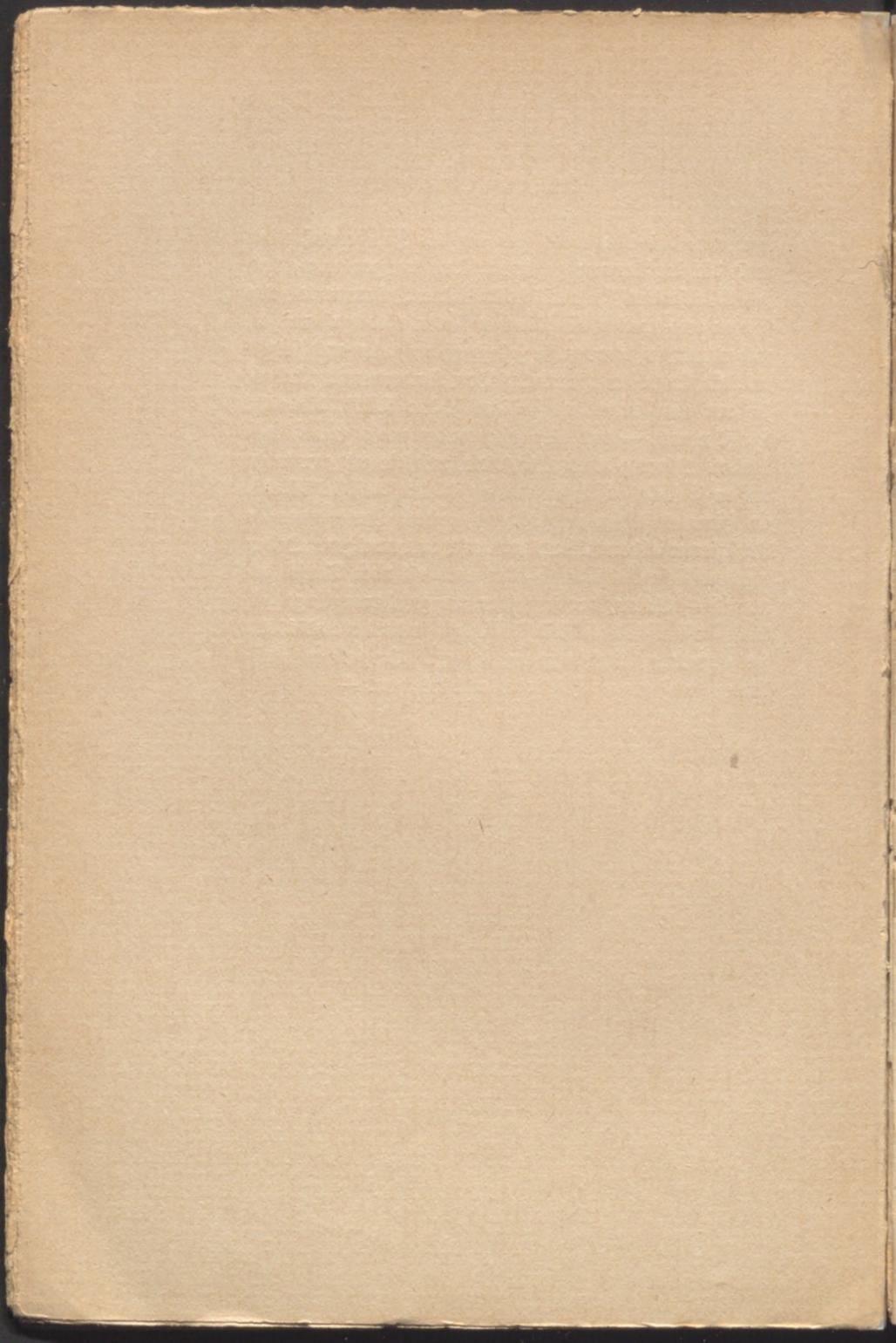
Da geschah es eines Tages, daß der alte Petrus eingeschlafen war und vergessen hatte, den Schlüssel aus dem Himmelstor abzuziehen. — Als die kleinen Engelchen das bemerkten, bekamen sie eine unbändige Lust, das Tor zu öffnen und hinauszulaufen, und wirklich gelang es ihnen auch, das schwere Tor mit vereinten Kräften zu öffnen.

Da sahen sie etwas ganz Seltsames und wunderbar Schönes: einen Regenbogen! — Sie staunten das Wunder an, und ein Engelchen meinte: Das sieht grad so aus, wie das Notenpapier, aus dem die großen Engel singen, nur viel schöner und farbiger! Und ein anderes meinte: Wenn wir dort hinaufkrabbeln könnten, dann werden wir wie Noten aussehen, und vielleicht kommen uns die großen Engel von diesem farbigen Notenpapier absingen. Das wäre mal ein schöner Spaß! Aber ein drittes Engelchen war schon klüger; es hatte schon von einem Regenbogen reden hören und wußte zu erzählen, daß diese leuchtende Brücke direkt hinunterführe auf den schönen Stern, den man die Erde nenne. — Als die Engelchen das hörten, da klappten sie in die Hände und jauchzten vor Freude: „Herrlich, herrlich! Da können wir doch endlich etwas erleben, was man hier im Himmel nicht erleben kann! Kommt, laßt uns auf dem Regenbogen hinabwandern zur Erde!“ — Und sie begannen wirklich den Regenbogen zu erklettern. Als sie die erste dunkelviolette Stufe oder Saite berührt hatten, da ertönte ein so mächtiger tiefer Klang, daß sie heftig erschrafen und fast umgekehrt wären; aber da ihnen nichts weiter geschah, kletterten sie höher hinauf auf die blauen, roten, grünen und gelben Saiten, und freuten sich, wie diese immer höhere und lieblichere Töne erklingen ließen; allein als dann alle die höchste Saite erklettert und die Mitte des Bogens erreicht hatten, da hörten sie, wie der Regenbogen ganz deutlich und zornig sagte: „Was tut Ihr da, Ihr unartigen Engelchen? Wie dürft Ihr's überhaupt wagen fortzulaufen aus dem

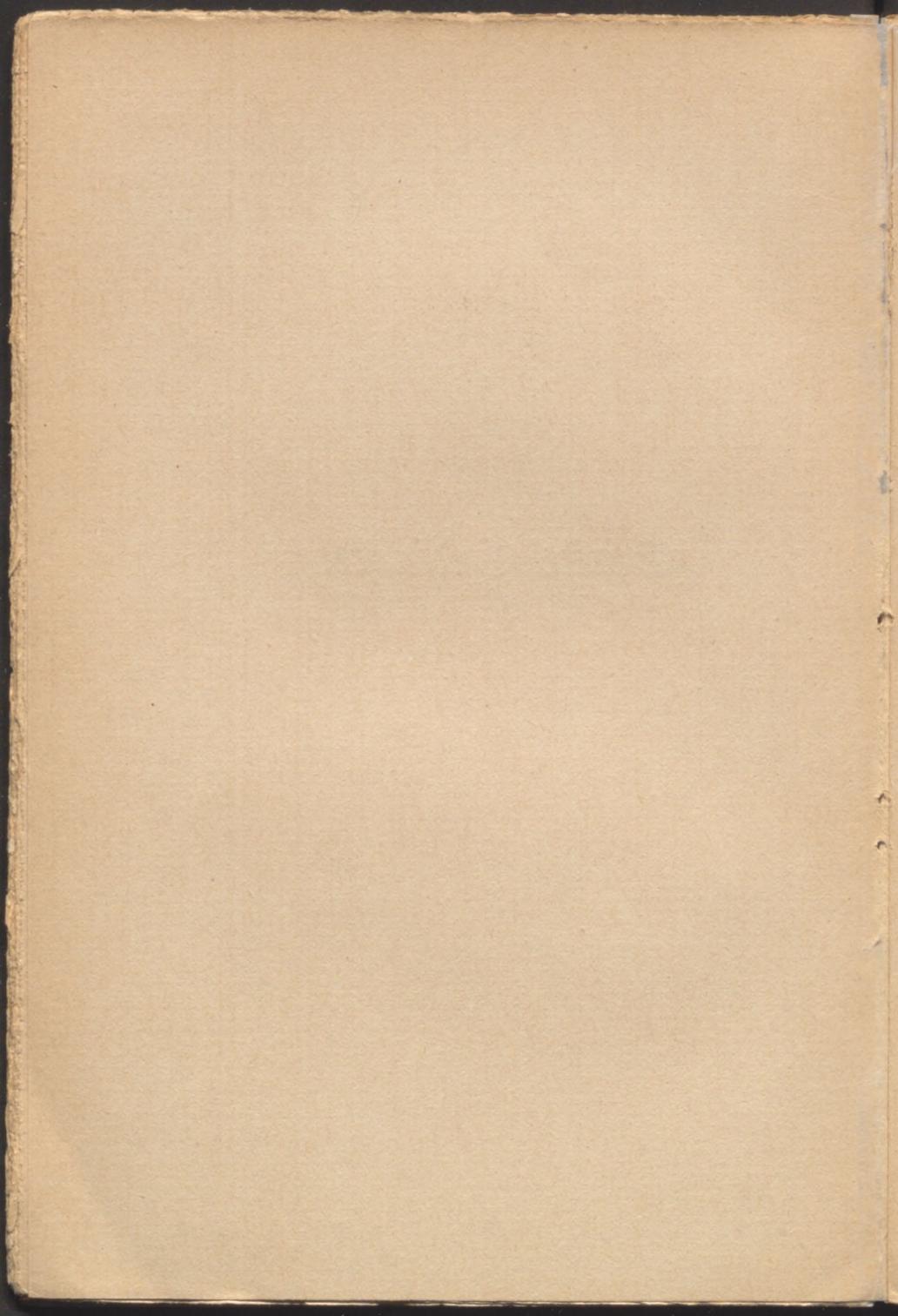
Himmel und auf mir herumzukrabbeln. Ich bin das nicht gewohnt! Ich lasse mich nicht mit Füßen treten, — auch nicht von Engelchen. Ich bin viel zu zart besaitet, und wenn man gar meine zartesten Saiten angreift, dann werde ich schwach und falle in Ohnmacht. Ihr werdet sehen, es gibt gleich ein Unglück!" Das sagte der Regenbogen schon mit ganz schwacher Stimme und wurde blässer und immer blässer und zerging zuletzt in nichts. Da hatten die kleinen Engelchen keinen Halt mehr und purzelten alle hinab in die grauige Tiefe; sie fielen und fielen, bis sie unten auf der Erde ankamen und in einem großen Teich versanken. Dabei verloren alle ihre Besinnung, und ihre kleinen Flügelchen brachen ab. — Jener große Teich war aber der wunderbare Teich, aus dem die Störche die kleinen Menschenkinder zu holen pflegten, und so kam es, daß die Störche auch die Engelchen für kleine Menschenkinder hielten und sie allmählich fortbrachten in die Häuser der Menschen. Weil aber die Engelchen beim furchtbaren Fall die Besinnung und die Flügel verloren hatten, wußten sie nicht mehr, daß sie früher Engelchen gewesen waren, und überall wurden sie für gewöhnliche Menschenkinder gehalten und wuchsen auch als solche auf. — Nur eines hatten sie vor andern Menschen voraus. Die Töne, die sie gehört hatten im Himmel und auf dem Regenbogen, die klangen noch leise nach in ihren Seelen und füllten sie mit unnennbarer Sehnsucht nach dem Himmel, den sie einst bewohnt hatten. Und in der Nacht träumten sie von singenden und spielenden Engeln, und erwacht, — sann und grübelte sie darüber

nach, wie das alles wohl gewesen sei. Ja, sie versuchten auch die im Traume gehörten Töne nachzuahmen, und zuletzt erfanden sie auch noch schöne Instrumente zum spielen und lernten die Töne in Noten niederzuschreiben, und allmählich konnten sie fast so schön spielen und singen wie die Engel im Himmel. Den Kindern und Kindeskindern aber vererbten sie ihre schöne Kunst, die man Musik nennt, — und alle miteinander nennt man Musikanten. Ihrer gibt es viele, viele, und die gut geratenen wissen so schön zu singen und zu spielen, daß sie sich wie im Himmel fühlen und oft auch andere Leute durch ihr Musizieren in den Himmel zu versetzen vermögen. Leider werden diese Musikanten aber auch oft vom Teufel geplagt. — Satan, der ja selber ein gefallener Engel ist, sucht sie nach Möglichkeit für sich zu gewinnen und macht sie hochmüthig, leichtsinnig und schlecht. Vor solchen Musikanten muß man sich sehr in acht nehmen. —





Ernste Gedichte.



Sonnet.

Woher wir kommen, niemand hat's erfahren,
Wohin wir gehen, niemand kann es künden,
Ob täglich auch erstehen und verschwinden
Der Menschenkinder ungezählte Scharen.

Das Wesen Gottes kann kein Mensch ergründen;
Doch daß wir Geist von seinem Geiste waren,
Das lehrte uns seit vielen tausend Jahren
Der ganzen Menschheit Denken und Empfinden.

Und das, was göttlich ist in unsrem Wesen,
Das sehn wir immer mächtger sich entfalten
In stetem Kampfe mit der Macht des Bösen.

Es gab uns Gott den Geist, mit dem wir schalten,
Um diese Welt vom Bösen zu erlösen
Und sie dereinst zum Eden zu gestalten.



Die Gottesleugner.

Und sagt Ihr auch in freblem Spott,
Es gäbe nicht Gott, nicht Götter, —
Es lebt trotzdem der ewige Gott
Auch in den Seelen der Spötter.

Er lebt in ihnen und leitet sie
Auf all ihren Erdenwegen,
Und warnt sie vor Sünde spät und früh
Und wandelt Unheil in Segen.

Ihr könnt ihn leugnen nimmermehr,
Wo rings seine Wunder geschehen;
Denn wenn kein Schöpfer vorhanden wär,
Könnt' auch keine Schöpfung entstehen.

Denkt Euren Gott Euch, wie Ihr wollt,
Das dürfte er jedem erlauben;
Doch nur wer aufs Denken verzichten sollt',
Kann wähen, an nichts zu glauben.

Ich mein', ohne Gott gäb's in der Welt
Kein Wachsen, Blühen und Werden,
Kein Leuchten, das das Dunkel erhellt,
Und auch keine Menschen auf Erden.

Und könnte ich nicht in Lust und Leid
Fest meinem Gotte vertrauen,
Es würde in alle Ewigkeit
Vor meiner Zukunft mir grauen.

Wofür könnt' ich begeistert erglühn,
Wem danken für selige Stunden,
Wenn nicht der Geist, der mir verliehn,
Mit Gott sich fühlte verbunden.

Wo nähme ich Trost in Trübsal her?
Wem könnte ich beichten die Sünden?
Nein, wenn kein Gott auf Erden wär,
Dann müßt' ich mir einen erfinden.



Meinen Wandergesährten.

Beim Wandern sah ich lockend vor mir liegen
Bequeme Pfade oft im Erdenleben;
Doch auf, zu stolzen Höhen, ging mein Streben,
Und mühsam bin ich steilen Weg erstiegen.

Ihr aber wußtet ab ins Tal zu biegen,
Wo irgend Berg und Hügel sich erheben;
So seid Ihr weiter auch gekommen eben,
Und Leichterreiches brachte Euch Genügen.

Doch wisset nur, ich kann Euch nimmer neiden
Die Schätze alle, die Ihr hobt im Tale;
Ich wählte bessren Weg, — ich sah's mit Freuden.

Wenn ich auch nicht in Erdengütern strahle,
Mir ward erschlossen doch nach Kampf und Leiden
Die ewig reiche Welt der Ideale.



Herbstbetrachtung.

Verwelkte Blumen,
Verdorrtter Ast,
Niemand zur Freude,
Jedem zur Last.
Ich wünschte, es nähme
Der Tod mich fort,
Oh ich verwelkt bin,
Oder verdorrt.
Denn trostlos dünkte
Mich all mein Sein,
Könnt niemand ich nützen
Oder erfreun.
Verwelkte Blume,
Verdorrtter Ast,
Niemand zur Freude,
Jedem zur Last!



Erster Winterzauber.

Grau und grämlich
Hängt der Himmel
Über der Erde
Seit Tagen und Wochen,
Und grau und grämlich
Schaut aus die Welt.
Umsonst nach Sonne
Sucht Strauch und Baum;
Sie strecken die starren
Entblättern Aste
Zum Himmel auf,
Rettung erflehend
Vor Tod und Verderben,
Und raunen und rauschen:
„Der Winter kommt!“

Da fliegen und flattern
Weiß und weich
Die ersten Flocken
Vom Himmel herab.
Anfangs nur einzeln
Schüchtern und scheu;

Doch dichter und dichter
Folgt eine der andern,
Bis viel Milliarden
Sich wirbelnd bewegen
In tollem Tanz.
Sie winken und wispern:
„Der Winter kommt!“

Sie kleiden die klagenden
Büsche und Bäume
In warme strahlende
Weiße Gewänder
Und schaffen ihnen
Zu süßem Schlummer
Ein weiches Bett.
Aber den armen
Mutlosen Menschen
Bringen sie heimliche
Himmelsbotschaft
Von Sorge scheuchender
Sonnenwende.
Und lassen sie träumen
Von neuem Licht
Und neuem Leben.

Und hell wird der Himmel
Und hell jedes Antlitz.
Auf Straßen und Stegen,
Auf schneeweißen Wegen

Schaut lachend und lustig
Die Welt uns entgegen;
Denn Männer und Frauen
Sie wissen, der Winter,
Der alte, bringt immer
Viel schönes mit:
Da gibt es Jagden
In zauberhaften
Silbergeschmückten
Weißen Wäldern,
Und Schlittensfahrten
Und lustiges Laufen
Auf glitzerndem Eis;
Doch in den Stuben
Und strahlenden Sälen
Gibts fröhliche Feste
Und Tanz und Musik.
Der Winter kommt!

Besonders die Mädchen,
Die kleinen Mädchen
Erstrahlen und leuchten
Vor lauter Lust.
Sie träumen von kommenden
Winterfreuden
Und merken es kaum,
Daß der Winter schon kam
Und sie bezwungen
Durch seinen Zauber,

Und ihre Wangen
Schon rot geküßt.
Sie träumen selig
Von Sonnenwende,
Von Licht und Leben



Noch einmal: Dort drüben*).

Nun wohne ich auch im Winter
Dort drüben am Waldestrand,
Wo scheinbar Himmel und Erde
Sich friedlich reichen die Hand.

Vor dumpfer Stadtlust geborgen,
Aus dunkelen Räumen entflohn
Lach' ich der täglichen Sorgen
Und spreche dem Alter Hohn.

Hier schweigt das Lärmen des Alltags,
Hier hastet die Menschheit nicht wild,
Hier wird von Ruhe und Frieden
Mir täglich die Seele erfüllt.

Und ist auch Klein meine Wohnung,
Es lebt sich darinnen doch fein
In Licht und Waldduft gebadet
Und goldenem Sonnenschein.

*) S. in meiner Gedichtsammlung: „Aus alter und neuer Zeit.“ S. 111 „Dort drüben“.

Und selbst, wenn die Sonne bewölkt ist,
Ich fühl sie auf Schritt und Tritt,
Und geht sie unter am Abend,
Dann ruft sie freundlich: „Komm mit!“

Nein, Sonne, goldene Sonne,
Noch möchte ich heim nicht gehn,
Noch sind mir zu lieb die Menschen,
Noch lacht mir das Leben zu schön.



Der Weg zum ewigen Leben.

Ernst ist das Leben; doch die Kunst ist heiter.
 Sie baute meiner Seele früh
 Aus Erdenlast und Sorg und Müß
 Im freien Spiel der Phantasie
 Die lichtumstrahlte Himmelsleiter.

Die Himmelsleiter, die die arme Seele
 Hinauf zu goldnen Sternen führt,
 Wo von der Gottheit Hauch berührt
 Der Geist in uns die Kraft verspürt,
 Zu schaffen sonder Furcht und Fehle.

Tatloses Leben freut nur Mönch und Pfaffen!
 Fühlst du den Gott in eigner Brust,
 Hast du erkennen auch gemußt:
 Und ward zuteil die höchste Lust
 Nur wo wir lieben, oder schaffen.

Das zeigt uns erst, daß wir vom Himmel stammen,
 Das bringt uns nah den ew'gen Höhn;
 Mag auch die Welt um uns vergehn,
 Dem Phönix gleich muß neu erstehn
 Der Menscheng Geist aus lichten Flammen.

Ernst ist das Leben; doch die Kunst ist heiter.
Das Leben ist der Weg zum Tod;
Jedoch durch Nebel, Nacht und Not
Führt uns zu lichtem Morgenrot
Die Kunst als himmlischer Begleiter.



Im Herbst.

I.

Wünsche und Hoffnungen, die ich im Herzen getragen,
Üppig knospend in seligen Jugendtagen,
Im Lenz, im leuchtenden, duftenden, schallenden, —
Wünsche und Hoffnungen, die ihr vergebens
Gegrünt am blühenden Baum meines Lebens,
Wie gleicht ihr doch jetzt den Blättern, den fallenden.



Im Herbst.

II.

Wünsche und Hoffnungen! Niemals vergebens
Habt ihr gegrünt an dem Baum unsres Lebens!
Blätterlos gehen die Blüten zu nichte, —
Blätterlos tragen die Bäume nicht Früchte,
Und wo ihr wünschen und hoffen nicht saht,
Da blüht kein Gedanke, da reift keine Tat.



Albumblatt.

Die Zeit, die flüchtige Zeit
Bringt Lust und bringt Leid,
Und eh du's gedacht,
Da nimmt sie dir wieder,
Was sie gebracht.
O wolle bedenken,
Es kann die Zeit
Nichts dauernd verschenken.
Auch Lust und Leid
Sind Wegweiser nur
Für die Ewigkeit.



Maler Sonnenstrahl.

Wohin ein Sonnenstrahl auch fällt,
Wie schön wird da die Erdenwelt.
Er weiß an allen Enden und Ecken
Den Zauber der Schönheit zu erwecken.
Selbst Häßliches bleibt häßlich nicht,
Wenn er's verklärt durch Himmelslicht.
O wollten doch alle Maler malen
So fein wie die lieben Sonnenstrahlen.



Ebnisches Volkslied.

I.

Wo wird mir ein Heim erscheinen?
Wo ein Obdach für mein Kind?
Wo ein Winkelchen zum Weinen?
Ach vom Weinen ward ich blind.

Kann nicht schweigen, muß es singen,
Was mein armes Herz bedrückt.
Schwieg' ich, müßte es zerpringen,
Von zu großem Leid erstickt.

Leise, still! Er soll's nicht hören,
Was ich sing am Bettelstab.
Leise, leise, — will nicht stören,
Denn mein Liebster schläft im Grab



Estonisches Volkslied.

II.

Mach dich fein, mein Brüderlein!
Du mußt dich schön schmücken;
Sonst wird dir beim Mägdelein
Nichts glücken, nichts glücken.

Mädel, Mädel, die sind schlau;
Sie prüfen und lauern,
Und sie werden nicht die Frau
Von unschönen Bauern.



Fürst Michailo Repnin.

Bei endlosem Gelage mit der Opritschina*)
Saß Zar Iwan Wassilitsch am Ufer der Moskwa.

Von goldnen Bechern strotzten der Tische lange Reihn,
Und trunkene Opritschniks, die saßen dran beim Wein.

Es fließt der Wein in Strömen, und jedes Antlitz glüht,
Und Gußli-Spieler singen dem Zar manch ruhmvoll Lied.

Sie preisen alte Zeiten, da er sich kühn gewann
In stolzer Jugendkampflust Kasan und Astrachan.

Jedoch der Ruhm von damals erheitert ihn nicht mehr,
Und er befiehlt dem Mundschent: „Bring Maskenstaat uns
her!

Hei, meine flinken Richter! Ich schlag Euch Lust'ges vor!
Greif stärker in die Saiten, du wahrer Sängchor!

Es wähle eine Maske sich jeder, Mann für Mann,
Ich aber führe alle in tollem Reigen an.

*) Die vielgehasste und gefürchtete Leibwache Zar Iwans
die sich unter seinem Schutz alles erlauben durfte.

Sei, meine flinken Richter, legt Euch die Larven vor!
Greif stärker in die Saiten, mein Nachtigallenchor!"

Und jeder hebt den Becher zu fröhlichem Beginn;
Nur einer läßt ihn stehen: Michailo, Fürst Repnin:

„O Zar, vergiß doch Gott nicht! Vergiß dein Zartum nicht!
„Verjage der Dprintschniks verworfenes Gezücht!"

„Es schafft dir nichts als Schande, wie dieser Mummens-
schanz;
„Dir ziemt als Rußlands Herrscher kein wüster Masken-
tanz!"

Jedoch der Zar rief zornig: „Bist du zu arg bezechet?
„Oder von Sinnen? Schweige, du widerspenst'ger Knecht!"

„Kein Wort mehr! Nimm die Larve, und leg die Maske an!
„Denn sonst, — bei Gott! — ich schwör es! — Bist du ein
toter Mann!"

Doch sich bekreuzend hob nun den Becher Fürst Repnin:
„Ich fluche den Dprintschniks. Ich ändre nicht den Sinn!"

„Gefegnet sei auf ewig der rechtgläubige Zar
„Als Rußlands rechter Herrscher, wie er es früher war!"

„Die Unwahrheit veracht ich; hier schmeichle dir, wer mag!
„Ich trage keine Maske an meinem letzten Tag!"

Er sprach's und trat mit Füßen die Larve in den Sand,
Und klirrend fiel der Becher herab aus seiner Hand.

„So stirb, du Übersrecher!“ — rief grimmig Zar Iwan. —
Vom scharfen Stab getroffen sank hin der tapfre Mann.

Und wieder aus den Rannen füllt man die Becher neu,
Und wieder an den Tischen gab's Lachen und Geschrei.

Die Hochrufe erklangen noch lauter als vorher,
Sedoch den Zorn erheitert der Becherklang nicht mehr.

Ihm will kein Wein mehr munden und seine Seele weint:
„Umsonst, umsonst erstach ich den aufrichtigen Freund!“

Bergebens fließt in Strömen der Wein noch stundenlang,
Bergebens tönt von neuem der Guckspieler Sang.

Sie preisen alte Zeiten, da er sich kühn gewann
In stolzer Jugendkampflust Kasan und Astrachan.



Der blinde Hakón.

Von Alexei Tolstoi.

„Noch führt meine Rechte die Streitart mit Macht,
Noch fühl' ich die Kraft meiner Arme.
Nur über mein Auge sank ewige Nacht,
Wer bringt mich, ihr Freunde, hinaus in die Schlacht,
Schon tobt sie, daß Gott sich erbarme!
Mein Roß nehmt am Zügel, und führt mich geschwind
Dorthin, wo die zahlreichsten Feinde sind,
Auf daß ich im Kampfe erwarme!“

Da gaben zwei Bursche dem Alten Geleit,
Und kampfentbrannt, sinnlos verwegen,
Stürmt vorwärts der Blinde zu blutigem Streit,
Und wer ihn bekämpft, ist dem Tode geweiht,
Getroffen von wuchtigen Schlägen.
Dem Sturm gleich, der reihweis' die Waldbäume fällt,
So gab er dem Feind für die bessere Welt
Mit blitzender Streitart den Segen.

Doch dichter umdrängt ihn der Feinde Schar
Und weiß den Verlust zu verwinden.

Da ward es Fürst Jaroslaw gewahr,
 Sein Schwager Gafon war in Gefahr,
 Er sah ihn in Feinden verschwinden:
 „Mir nach, Gesellen! S'ist hohe Zeit,
 Daß man herausschlägt und befreit
 Gafon, den tapferen Blinden!“

Und gegen die Feinde stürmt Jaroslaw an,
 Und bahnt sich den Weg durch die Scharen;
 Da fliegt schon der blinde Gafon heran,
 Die Streitart geschwungen. — Ja, stehe doch, Mann!
 Du mußt es doch deutlich gewahren,
 Daß Freunde dir nahen, um dich zu befreien,
 So haue, du Teufel, doch nicht auf uns ein!
 Laß ab von dem tollen Gebahren!“

Gafon aber achtet der Worte nicht mehr,
 Und hämmert mit wütenden Streichen
 Auf russische Schilder und Harnische schwer
 Und spaltet die Helme im eigenen Heer,
 Und mancher Freund muß erleichen.
 Den Rasenden zähmte kein Mensch in der Welt;
 Doch endlich kam zu sich der alte Held,
 Fing an seinen Bart sich zu streichen.

Es seufzten die Freunde; der Feind war besiegt,
 Doch auf dem Feld, dem verheerten,
 Erschlagen und arg zerhauen liegt
 So mancher, den unrecht Gafon bekriegt,

Von Freunden, die treu sich bewährten.
Fürst Jaroslaw aber mit finstern Sinn
Ritt traurig über das Schlachtfeld hin
Mit seinem blinden Gefährten.



Die Wahrheit*).

Von Alexei Tolstoi.

O, Mütterchen Wahrheit, wie bist du groß!
Wie breitspurig stehst du da in der Welt!
Mit den Bergen erhebst du dich bis zum Himmel,
Mit dem Meer, dem blauen, durchdringst du die Tiefen.
In den Städten schmücken dich aus die Leute,
Und mit mächtigen Wäldern wächst du empor.
Dich umreitet man nicht in hundert Jahren,
Und wer dich sieht, — zieht die Mütze ab. —

Es ritten einst sieben Brüder aus,
Sieben gute Jünglinge ritten aus.
Sie ritten aus, um zu erforschen:
Wo lebst du, Wahrheit, in dieser Welt?
Aber von ihr wird so viel geredet,
Aber von ihr wird so viel geschrieben,
Aber von ihr wird so viel gelogen.

So sprengten dahin die sieben Brüder,
Alle sieben verwegenen Jünglinge
Zogen zur Wahrheit nach sieben Enden
Und sahen die Wahrheit von sieben Seiten.

*) Das russische Wort „Prawda“ bedeutet nicht nur die „Wahrheit“ sondern auch das „Recht“.

Es betrachteten sie die sieben Jünglinge
 Und wiegten die verwegenen Häupter
 Und lehrten zurück in ihre Heimat.
 Aber zurückgekehrt in die Heimat,
 Erzählte ein jeder auf seine Weise
 Von der Wahrheit:

Einer sah sie auf hohem Berge,
 Einer fand sie im blauen Meer,
 Einer in Städten bei Handelsleuten,
 Einer in Schlössern, einer in Hütten,
 Einer in Wäldern, einer in Steppen,
 Oder auf reichem Ackerfeld.

Und es fingen die sieben Brüder
 Untereinander zu streiten an
 Über die Wahrheit.
 Und sie ergriffen die wuchtigen Schwert
 Und schlugen sich auf Tod und Leben;
 Zulezt fielen alle bis auf den letzten;
 Doch sterbend befahl ein jeder dem Sohn.
 Weiter zu kämpfen auf Tod und Leben
 Für die Wahrheit, die rechte Wahrheit.
 Und jeder Sohn befahl es dem Sohn
 Und heute noch schlagen sich ihre Enkel
 Für die Wahrheit, die rechte Wahrheit
 Und streiten sich immer noch.

Diese Fabel soll niemand richten;
 Auch wollt' ich sie niemand zum Vorwurf dichten

Und niemand zur Befehung.
Sie diene nur zur Belehrung
Und, womöglich zur Berfländigung
Und zu des Streites Beendigung. —



Gedicht.

Von Alexei Tolstoi.

O wie schön ist es, mit dir zu zwein
Nach der Unrast des Tages zu sein.
Frieden bringt uns die Dämmerung nun,
Neige dich über mich; — ich will ruhn.

Wo ist des Lebens wildwogende See
Mit der Liebe und dem Wahn und dem Weh?
Diese Welt soll vergessen sein.
O wie schön ist es mit dir zu zwein.

Flüstre mir heimlich Worte der Nacht,
Wie der Wind durch die Felber streicht sacht,
Wie die Quelle leis' murmelt im Hain.
O wie schön ist es mit dir zu zwein.

Ich bin müde. Verlöscht ist die Glut.
Neige dich über mich! So ist's gut!
Frieden, Ruhe erseh'n ich allein,
O, wie schön ist es mit dir zu zwein.



Hochmut.

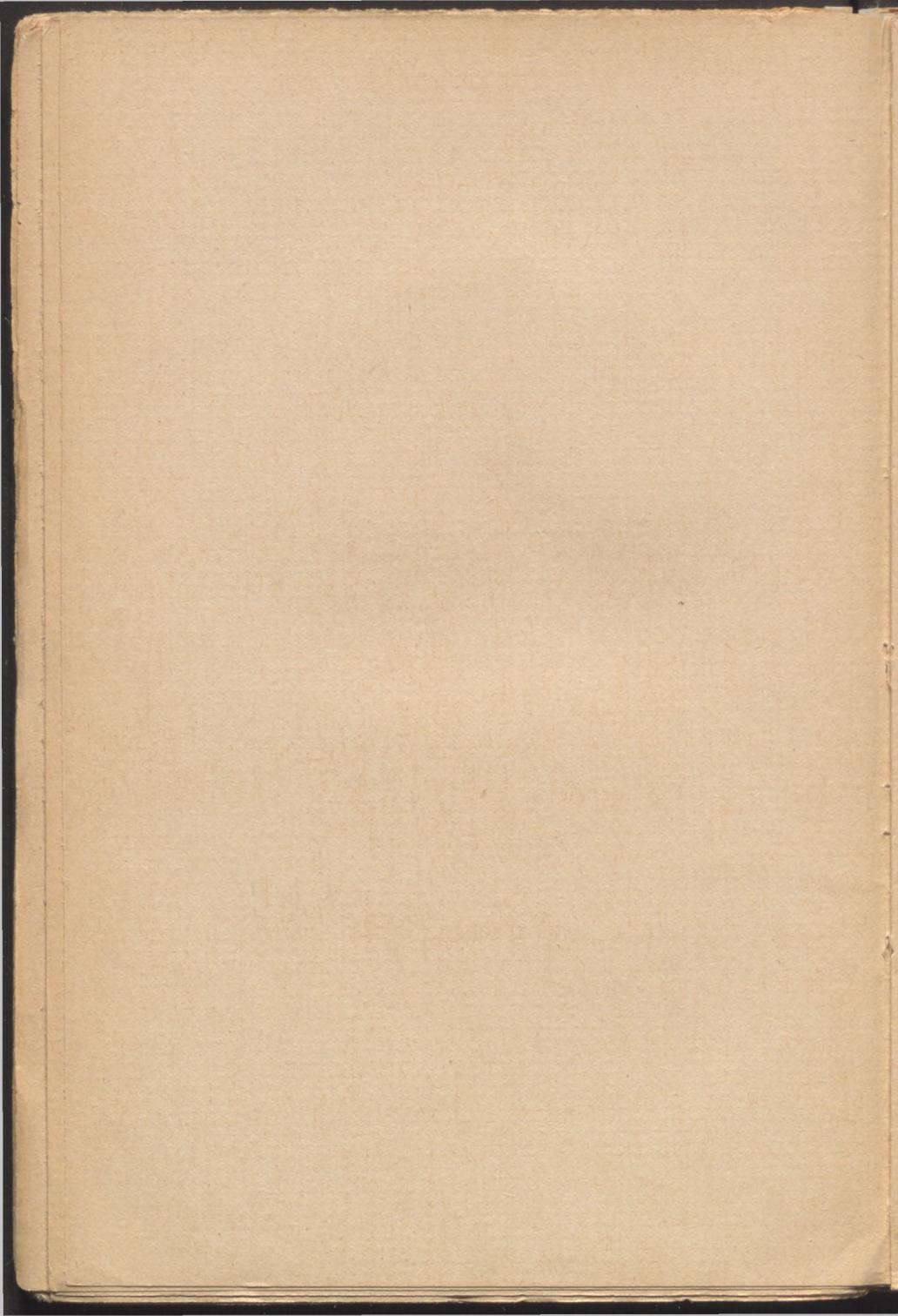
Nach Alexei Tolstoi.

Hochmut geht spazieren und bläht sich,
 Wiegt sich nach rechts und links und dreht sich,
 Er glaubt: eine Perle sei sein Bauch,
 Und da er sich selber vergoldet auch,
 Verlangt er, daß jeder in dieser Welt
 Ihn für das kostbarste Schmuckstück hält.
 Sein Wuchs ist anderthalb Arschin;
 Doch seine Mütze ragt gar kühn
 Fast einen Faden in die Höhe,
 Damit man ihn nicht übersehe.
 Hochmut wollt' Vater und Mutter besuchen;
 Aber er hörte, sie backten nicht Kuchen,
 Und auch die Türe war nicht geschmückt,
 So hat er sich zornig wieder gedrückt.
 Hochmut wollt auch in der Kirche beten;
 Aber er hat sie nicht betreten,
 Denn sie war nicht für ihn gefegt,
 Und auch kein Teppich war hingelegt.
 Als Hochmut 'nen Regenbogen gesehn,
 Da wandte er rasch ihm den Rücken
 Und sprach: Den will ich lieber umgehn;

Wir ziemt es nicht, — mich zu bücken.
Hochmut spaziert noch heute herum,
Und findet vieles auf Erden recht dumm,
Weil Gott sich nicht genügend bedacht,
Als er für ihn die Welt gemacht.



Scherzgedichte.



Bauernlogik.

„Hört, Studreneel, — sprach Pastor Rohrt,
Man spricht im Dorf von Schulden,
Die Euer Vater hinterließ;
Das solltet Ihr nicht dulden.

Ihr seid ja reich. So bringt Ihr leicht
Den Toten noch zu Ehren,
Und gleicht Ihr seine Schulden aus,
Wird's Euer Ansehn mehren.“

„Ja,“ — sprach der Wirt, — „Geld hab ich wohl,
Möcht aber Gott mir strafen, —
An so was hab' ich nie gedacht.
Das muß ich erst beschlafen.“

Am andern Tag erschien der Wirt;
Und sprach: Beschlafen hab ich's:
Ob Mensch, ob Schulden, — tot ist tot
Wenn's tot ist, dann begrab' ich's.

Der Mensch muß Schulden zahlen wohl,
Und wer das kann, der tut es.
Und wenn ein anderer für ihn zahlt,
Dann tut der auch was gutes.

Für Lote aber zahl ich nicht.
Wozu? Wer, Teufel, möcht' es!
Der Vater hat nicht Schande mehr,
Und mir, Herr Pastor, schwächt es.



Bur Warnung für die Damen.

Ohne Sorge von Bedeutung
Lebt man manchmal in der Welt,
Bis der Blick in eine Zeitung
Plötzlich auf was Schlimmes fällt.

Also ging es mir im Jänner,
Als ich las im Tageblatt,
Daß das Küssen bärt'ger Männer
Große Schattenseiten hat.

Denn Milliarden von Bazillen,
Selbst der allerschlimmsten Art
Nisten, — stand dort, — ganz im Stillen
Vorzugstweifel in Haar und Bart.

Ganz besonders durch die Wunzen
Suchen sie voll Hinterlist
Euch das Leben zu verhungzen,
Wenn ein bärt'ger Mann euch küßt.

Denn vom Schnurbart aus gewinnen
Sie den Weg durch Nase und Mund
Und gelangen so nach innen,
Und der Mensch wird ungesund.

Meine Damen! Dieses müssen
Alle wissen; o riskiert
Niemals, einen Mann zu küssen,
Eh er nicht den Bart rasiert.

Aber, wer zum Abrasieren
Ihren Mann nicht bringen kann,
Möge stets desinfizieren
Vor dem Küssen Bart und Mann.

Also stand es in der Zeitung,
Und ich hab' mit Vorbedacht
Zwecks noch größerer Verbreitung
Dies Gedicht daraus gemacht.

Jede mög' sich's überlegen,
Wie sie's mache; aber wißt:
Sichrer geht Ihr allerwegen,
Wenn Ihr überhaupt nicht küßt. —



Winter.

Eine von Jurri Corrupil gefundene Erklärung für das
sonderbare Winterwetter von 1909—1910.

Ich att' ein Berschen an Winter gefrieben:
„Di Winter, Winter, wo pist tu geplieben?
Lein Wrost und tein Schnee und tein Eis is weck;
Nichts plieb von tir üprig, als Wasser un Treck!

Man kann nich roteln un Glittzfuß laufen,
Un geht man auf Stadtkanal, könnt man ersaufen.
So is tas pis Mitte von Januar
Bei uns gewesen in keinem Jahr!“

Un sehn Sie, wie Winter ties at bernommen,
Da is er fleich zu Wernunft gekommen.
Er lehrte ßon anteren Morgen zurüd
Mit Wrost un mit Eis un Sonnenplid.

Un wie er stüttelt sein weiße Loden,
Da fielen von Zimmel weiche Flocken,
Un wie er puflet auf Bluß un See,
Da teckt sich Wasser mit Eis un Schnee.

„Di — rief ich — tu alter Wasserdichter,
 Tu Schneeprieger, tu Kältetriechter,
 Wo warst tu, tas man tir nie nicht sah?
 Un alte Winter, ter sagte: „Ja!

Tu ast toch, Zürri, in Zeitung gelesen:
 Un Nordpol is Cook un Peary gewesen;
 Ta wollte ich nachsehn, — eh tas zu spät,
 Ob sie nich Erdachse aben vertreht.

Tenn, weist tu, wenn Erde sich nicht könnnt trehen,
 Und müßt auf heinmal stille stehen,
 Tenn könnnte es kommen, tas mit Gewalt
 Ihr alle von Erte erunterfallt.

Nottlob aber, tiefe freche Kunten,
 Tie aben Erdachse far nicht gefunden,
 Un Flaggens kanz falsch wo ingesteckt.
 Sie aben beite nich Nordpol entdeckt.“

Ja, sehen Sie wohl, — so prach alte Winter
 Un tieß kön grüßen tie Menschenswinter.
 Toch, wenn ta wer sagt: Nein, Winter is stumm!
 Ties kann ich nicht klaufen! — Nu, ter pleibt tumm.



Jurri Corrupils Ate Praut
 oder
das Lied von der zerrissenen Hose.

Ich att' noch eine vierte Praut,
 Die liept ich wirklich sehr;
 Doch wie ich wollt' zur Trauung gehn,
 Da att' ich ein Malheur.
 Um Hecke lief hein kroße Und
 Und at mir ungemissen,
 Un mein heinzig Ohse war
 Zerrissen, — ganz zerrissen!

Da rieb ich fleich an meine Praut,
 Wie ich plieb kahl an Bein,
 Und sagt ihr, Trauung müßte dann
 Auf antre Woche sein . . . —
 Bis dahin würd ich ohne Ohse
 Zu Ause pleipen müssen;
 Denn meine heinzig Ohse war
 Zerrissen, kanz zerrissen.

Do rieb mir meine Praut retour:
 „Ich prauch nich so hein Mann!
 Ein Mann mit ohne Ohse, — nein!
 Den seh hich far nich an. —

Bon Dchzeit mit so'n Einohs-Mann,
Da will ich far nichts wissen.
Mit tiefe Dhsē is mein Erz
Bon Ihnen abgerissen."

Nu, sehn Sie, wie tie Weiper sind!
Ich nehm' kein Braut nicht mehr!
Tie Brauen apen far kein Erz
Un pringen nur Malheur.
Man kann ja ohne Braut un Brau
Auch übsche Mächens küssen,
Tie far nicht wragen, ob unſ' Dhs
Is eil oter zerrissen.



Familien-Spiel.

Mama horcht auf: Kein Ton, kein Wort
Klingt aus den Kinderstuben!
Was ist denn das? Was treiben dort
Die Mädchen und die Buben?

Mama geht hin, um nachzusehn:
Drei sitzen still bei Tische:
„Sagt, Kinder, was ist hier geschehn?
Ihr seid ja stumm wie Fische!“

„Nein!“ sagt Mariechen — nichts geschah.
Wir spielen nur Familie.
Franz ist Papa, ich bin Mama,
Und Kind ist die Ottilie.“

„Doch warum muß der kleine Klaus
Dort in der Ecke stehen?
Er sieht ja schon ganz traurig aus;
Was ist mit ihm geschehen?“

„St! — sagt Mariechen — gleich schlägt's acht,
Dann kommt uns die Bescherung;
Franz hat sich eben ausgedacht
Familien-Vermehrung.“

Und Klaus darf noch nicht muksen. Nein,
Sonst geht der Spaß verloren;
Er soll doch unser Jüngster sein
Und wird erst jetzt geboren. —



Der Ritter Hans von Habenicht.

Der Ritter Hans von Habenicht,
Der kannte keine Sorgen:
Er hatt' nicht dies, er hatt' nicht das,
Er hatte überhaupt nie was,
Und sorgte nie für morgen.

Das, was er braucht, — viel war es nicht, —
Konnt er auf Pump stets haben;
Er trank bei dem und aß bei der,
Und fand er mal kein Bette leer,
Dann schlief er auch im Graben.

Da wurde Hans von Habenicht
Ein kleines Amt beschieden,
Doch weil ein Amtchen, wie Ihr wißt,
Mit Arbeit stets verbunden ist,
Macht' dies ihn nicht zufrieden.

Drum wünschte Hans von Habenicht
Sich Geld, und kriegt's in Massen;
Er erbt 'ne Million und mehr,
Und schwere Sorge plagt' ihn sehr,
Wo er das Geld sollt lassen.

Da hat Herr Hans von Habenicht
Ein schönes Weib genommen, —
Und als verpußt war die Million,
Ist sie mit einem Grafensohn
Nach Indien fortgeschwommen.

Nun fühlt Herr Hans von Habenicht
Sich wieder wohl geborgen:
Er hat kein Amt, kein Weib, kein Geld,
Und überhaupt nichts in der Welt,
Und braucht für nichts zu sorgen.



Kikriki.

War einst ein Ritter in der Welt,
 Der hatte viele Ahnen;
 Sein Wappen war ein grünes Feld
 Mit einem roten Hahnen.
 Und weil ihm lieb dies Federvieh,
 So war sein Leibschrei: „Kikriki!“
 Auf allen Lebensbahnen.

Sein Durst war groß zu jeder Frist,
 Sein Hunger auch zuzeiten;
 Doch daß ein Ritter zahlen müßt,
 Das wollt er stets bestreiten.
 Ob mancher Wirt auch Zeter schrie,
 Herr Kurt, der krächte: „Kikriki!“
 Und tät von dannen reiten.

Die schmucken Dirnen rings im Land,
 Die möchte er wohl leiden;
 Denn wo er was zu küssen fand,
 Da küßte er mit Freuden.
 Doch binden ließ er sich noch nie.
 Bald rief er lachend: „Kikriki!“
 Sein Liebchen, ich muß scheiden.“

Der Teufel wollt's, der Ritter schrie
Am Himmelstor sein: Kikiki!
Und blieb am Torweg stehen.

Herr Petrus hört den Hahnschrei
Mit Staunen und mit Schrecken,
Schloß auf die Pforte eins, zwei, drei,
Den Kopf hinauszustrecken.
Doch kaum ging auf das Tor, hi, hi,
Da schlüpfte Kurt mit Kikiki
Hinein und um die Ecken.

So tät Herr Kurt das Himmelreich
Durch krähen sich gewinnen;
Doch ach, nun wisset auch zugleich:
Er blieb nicht lange drinnen.
Ein Engel machte sich die Müß
Und warf den bösen Kikiki
Heraus ohn' viel Besinnen.

Darum bedenket, was Euch frommt,
Und laßt Euch wohl beraten,
Auf daß Ihr in den Himmel kommt
Durch lobenswerte Taten.
Der Teufel achtet kein Genie,
Im Höllenfeuer, — Kikiki! —
Muß Kurt noch immer braten.



Wer wars?

„Minna“, sprach Professor Frig —
„Sieh doch mal, was mir passiert!
Als mich mein Barbier rasiert,
Hat mir meine Überschuhe
Irgend ein Idiot entführt.“

„So? — sprach Minna, — das wär drollig!
Denk mal nach, — wie ging das zu?
Solltest nicht am Ende du
Selber dort verwechselt haben
Deine neuen Überschuh?“

„Minna, nein, — ich weiß es diesmal
Ganz genau, daß ichs nicht war;
Weil nur dieses einz'ge Paar
Beim Barbier stand in der Stube.
Ich bin schuldlos! Das ist klar.

Meine göttlichen Galoschen!
Sieh nur, sieh nur, — liebes Kind, —
Was das hier für Böte sind!
Nein, ich merkte: Es sind fremde,
Liebes Weib, ich bin nicht blind!

Aber außerdem, — die Dinger
Sitzen fest, wie angeklebt.
Sieh doch, wie das widerstrebt!
Hilf mir, Minna. Zieh mal, zieh mal!
Hat man so was je erlebt!"

Minna zieht und zieht und endlich
Zieht sie sie herunter dann;
Aber was ist das? Ihr Mann
Hat die eigenen Galoschen
Unter jenen auch noch an.



Bum Damen-Abend in der Krakenbank.

Studentenlied für Damen.

's kann nichts schöneres geben,
 Als ein Mädchenleben,
 Wie es Venus und Diana schuf,
 Männern, die uns sehen,
 Flott den Kopf verdrehen,
 Ist ein hoher, herrlicher Beruf.
 Tanzen, singen, spielen,
 Sich bewundert fühlen,
 Das ist Mädchenjeligkeit! Seid schlau:
 ;: Nehmt Euch keinen Mann,
 Jeder ist Tyrann,
 Und zur Skavin macht er jede Frau. ;:

In den Glitterwochen
 Schönes für ihn kochen
 Mag ja anfangs recht vergnüglich sein;
 Aber später, später! —
 Will so 'n dummer Peter,
 Daß man leben soll für ihn allein. —
 Nichts mehr singen, spielen,
 Nichts für andre fühlen
 Darf das arme unglückselge Weib.
 ;: Jeder Ehemann
 Ist und bleibt Tyrann
 Und verdirbt ihr jeden Zeitvertreib. ;:

Ist erlaubt kein Tänzchen,
So begnügt beim Kränzchen
Manche sich mit einem Kaffeeklatsch;
Doch auch dies Vergnügen
Weiß der Mann zu rügen,
Oder sagt uns gar, wir seien dwatsch!
Selbst das Buden-Laufen,
Wo wir gar nichts laufen,
Aber ungeheuer viel befehn —
;: Will der Haustyrrann,
Unser Ehemann,
Als Vergnügen uns nicht zugestehn. ;:

Nur das Kinderwiegen
Bleibt uns als Vergnügen —
Und da ist so vieles drum und dran:
Baden, trocknen, nähren,
Halten, wickeln, kehren, —
Daß mans kaum Vergnügen nennen kann.
Und wenn gar die Hören
Uns im Schlafe stören,
Dann verliert der Vater die Geduld.
;: Wütend wird alsdann
Solch ein Haustyrrann,
Und das Frauchen ist an allem schuld. ;:

Frau und Mutter werden
Soll man zwar auf Erden —
Aber bleibt so lang als möglich frei!

Denn mit jeder Ehe,
Mädchen, — wehe, wehe! —
Ist mit unsrer Herrlichkeit vorbei.
Aber wird ein Freier
Euch mal gar zu teuer
Und die Liebe wird in Euch zu groß,
∴ Na, dann nehmt den Mann
Als Tyrannen an,
Nichts kann dann Euch helfen. — Also los! ∴



Eheliche Szene nach dem Maskenball.

Er.

Mein Hühneken, mein Hähneken,
Mein Bieneken, mein Schwänneken,
Was machst du für 'n Gesicht?
Ich glaub, du weinst ein Thränneken,
Und beißt dir auf die Zähneken,
Was ist denn das mit dich?

Sie.

Geh! Laß mich!

Er.

Mein Mäuschen, mein Karnickelken,
Mein allerliebsteß Bickelken,
Dich lassen?! — Nein! Warum?
Ich lieb dich doch, Karlineken,
Just wie der Hahn sein Hühneken,
Dich lassen, wär zu dumm!
Was haste?

Sie.

Der Hahn hat viele Hühneken,
Drum braucht er kein Karlineken.
Geh! Lasse mich in Ruh!

Gil doch zurück zum Maskenball,
Und freu dich dort der Hühner all,
Und tanz mit Frau Lulu!

E r.

Was sagte?

S i e.

Ich sah's, wie du sie angeblickt,
Und wie du sie ans Herz gedrückt
Und ihr den Arm geküßt! —
Ach Gott, ich wollt, ich wäre tot,
Dann wär vorbei all meine Not,
Jetzt weiß ich, wie du bist,
Du Don Juan!

E r.

Ei sag mir doch, mein Schätzken,
Mein süßes Zuckerplätzken,
Warum ließt du es zu,
Daß dein geliebtes Fritzken
Sich solch schlechte Witzken
Erlaubt mit Frau Lulu? — — —
Ich sag dir's!

Du selbst und Frau Lululeken,
Ihr grubt mir dieses Kuhleken,
Daß ich drin fiel hinein;

Doch ich ging auf dies Scherzeken
Arglistig ein, mein Herzeken;
Nicht wahr, ich spielte fein!?

S i e.

Ist möglich?

Du nanntest mich doch „Lululeken“
Und „heißgeliebtes Buhleken“,
Und hast mich nicht erkannt

E r.

Doch, doch, mein liebes Fräuleken,
Ich sah dich kaum, mein Schätzeken,
Da wußt ich, wen ich fand.

S i e.

So bist du?

Ei, ei, du böses Hähneken,
Du unverschämtes Schwäneken,
Du bist mir gar zu schlau.
Mich täuschst du künftig nimmermehr,
Verstellst du dich auch noch so sehr,
Jetzt kenn ich dich genau!
Du Spitzbub!

E r.

Mein Hühneken, mein Hähneken,
Mein Bieneken, mein Schwäneken,

Solch Spiel glückt keiner Frau!
Verstellt sie sich auch noch so sehr,
Den Mann täuscht sie doch nimmermehr,
Der kennt sie zu genau.

Du Spitzbub!



Chantecler.

Edmond Rostand, der große Mann
 Sah einen Hühnerhof sich an,
 Und staunte, wie in dem Gebahren
 Die Hühner menschenähnlich waren;
 Er hört', wie sie bei jedem Ei
 Spektakelstern und kaskelten,
 Als wenns ein Weltereignis sei,
 Und sah auch, wie sie ziellos, blind
 Oft vorwärts liefen in den Wind.
 Und gar der Hahn! — Man konnte sehn
 Und hören schon an seinem Kräh'n,
 Wie maßlos stolz er war und eitel,
 Ein Leutnant schier von Fuß bis Scheitel!
 Und Herr Rostand rief jauchzend: „Fein!
 Mir fällt ein Hühnerdrama ein!“
 Und hierauf hat er Tag und Nacht
 An Hühner nur und Hahn gedacht.
 Gespannt hört alle Welt auf Erden
 Vom Chantecler und seinem Werden;
 Denn eine Hühnerkomödie
 War dagewesen doch noch nie.
 Manch schöne Maid sah schon voll Neid

Im Geist manch schönes Federkleid,
 In welchem die Theaterdamen
 Der Männer Herz gefangen nahmen,
 Und mancher Mann sah sich als Hahn
 Schon seiner Schönen zärtlich nah'n.
 Ja, wenn so 'n Hahn schön dud-dud-dukt
 Und Flügel spreizend näher ruckt,
 Kann ihn das dummste Huhn verstehen
 Und findet solch Gebaren schön. —
 Kurzum, man wartete gespannt
 Auf Chantecler im ganzen Land;
 Allein als dann das Federvieh
 Mit seiner Hühnerpoesie
 Vor den Pariser'n ist erschienen,
 Da sah man nur enttäuschte Mienen.
 Den einen schien es unmanierlich,
 Den andern nicht genug natürlich,
 Und mancher kriegte vor Symbolik
 Beinahe schon die Hühnerfolik,
 Und allen schien's, daß Chantecler
 Im Grunde äußerst ledern wär. —
 Ich meine, Kostand schuf zu früh
 Die schöne Hühnerkomödie;
 Denn unsre Bühnen, die viellieben,
 Sind noch bei Schwank und Operette
 Bis jetzt rückständig stehn geblieben
 Und pflegen diese um die Wette.
 Es bleibt der Zukunft vorbehalten,
 Die Bühnen weiter zu gestalten,

Es muß im Leben auch Torheit und Sünde geben.

Gätt' jeder die rechte Klugheit,
 Es gäbe nicht Lug und Betrug heut;
 Es gäbe auch kein Verbrechenrum,
 Kein Laster und keinen Zecherruhm,
 Und keine gelehrte Verkehrtheit,
 Und keine verkehrte Gelehrtheit.
 Es gäbe auch keine Zänkerei,
 Und keine elende Stänkerei,
 Nicht Neid, nicht Lüge, nicht Bosheit,
 Nicht schamlose Unzucht und Bloßheit,
 Und keine töricht Leidenschaft,
 Die Leiden sich aus Freuden schafft.
 Es würden all diese Fehler
 Uns nicht mehr Seelenquäler;
 Denn jeder Kluge sähe ein:
 Wer klug ist, darf nicht Sünder sein,
 Und Alter würde und Jugend
 Ein Leben führen voll Tugend.
 Nur fürcht ich, bei solchem Kurikulum
 Käm alles vor Langeweile um. —
 Nein, nein! Es muß im Leben
 Auch Torheit und Sünde geben.



Hand und Fuß.

(Ein talentvoller junger Dichter im Rigaer Dichterverein hat folgendes Gedicht verfaßt.)

Die Hand.

Ich hör ein Mahnen nah und weit,
Doch tief wie die Unendlichkeit,
Durch meine Tage klingen:
Denn einen Kelch voll Leid und Weh —
Viel größer als Lawinen Schnee
Wird eine Hand mir bringen — —

Die fremde unbekannte Hand
Ist schwer und feucht wie Meeresand
Und schwarz, gleich Meeresfluten;
Ihr Druck ist rauh wie Felsgestein —
Sie trieft von bitterem Wermutwein
Und läßt mich stumm verbluten . . .

Lieg ich in langen Nächten wach
Und schlag in meinem Leben nach
Und suche lichte Seiten:
Dann seh ich jene schwarze Hand
Längs meiner weißgetünchten Wand
Sacht in mein Zimmer gleiten — — —

Ich fand die gebrauchten Bilder zwar originell, aber wenig treffend, ja etwas verrückt, allein unsre Kritiker bezeichneten das Gedicht als Meisterstück und ein Redakteur einer Rigaer Zeitung hat es sogar in seinem Blatt abgedruckt. Dieses brachte mich zum Nachdenken, und hat mich zu dem Versuch angespornt, ein ähnliches Meisterstück zu dichten. Damit die Sache Hand und Fuß hat, habe ich mein Gedicht betitelt: „Der Fuß“.

Der Fuß.

Ich sah ein Loch im Firmament,
Des End und Anfang niemand kennt;
Schwarz ist's wie Trauerwochen.
Ein Riesenelefante kroch
Durch dieses tiefe, schwarze Loch,
Und kommt zu mir gefroren.

Er streckt entgegen mir zum Gruß
Schon einen Elefantenfuß,
So schwer wie tausend Frauen,
Und dieser Fuß ist kalt und naß,
Und wo er hintritt, wächst kein Gras;
Er füllt mein Herz mit Grauen.

Wohin ich seh, wohin ich geh,
Es bleibt der Fuß in meiner Näh;

Kein Bitten hilft, noch Beten. —
Mein Schicksal ist ein Elefant;
Es kommt und drückt mich an die Wand
Und wird mich bald zertreten.



Iwan Wolkows Urteil über den Hosenrock.

Vortrag für den Damenabend in der Krankenbank.

Meine Damen!

Als alte Mann von 70 Jahre habe ich mir, — wenn auch mit Mühe — und allmählich ganz objektives Urteil über alle weibliche Angelegenheiten erworben und glaube daher auch über sogenannten Hosenrock objektiv urteilen zu können. Ich finde, daß Hosenrock geniale Erfindung ist! — Gesund, nützlich, bequem! und ich kann allgemeine Entrüstung über diese neue Mode gar nicht begreifen. — Mir fällt dabei eine alte Tante ein, die auch immer entrüstet war über jede neue Mode. Sie fand jede neue Mode unanständig, wenn sie aufkam, aber wenn diese Mode schon längst vergangen war, dann kleidete sie sich pietätvoll nach diese selbe Mode und fand alle folgenden Moden unanständig. Als z. B. Krinoline aufkam, da rief die alte Tante: „Schrecklich! Einfach schrecklich! Auf dieser Art, mit solcher Facon kann ja jede achtbare Jungfrau in Verdacht kommen, daß sie . . . na, ich will lieber gar nicht sagen, was meine alte Tante sagte, aber sie schwor, daß über ihre Schwelle ein solches Moden-Ungeheuer niemals nicht Einlaß finden solle. Und sehen Sie, nach wenige Jahre trug dieselbe alte Tante doch

Krinoline und war so verliebt in ihr, daß sie sich anständige Frauenzimmer gar nicht mehr ohne Krinoline vorstellen konnte. Sie trug ihr noch lange, lange, als andere Damen Krinoline längst vergessen hatten, und wenn sie dann sah eng anschließende Röcke, war sie außer sich über solche Schamlosigkeit; denn schamlos erschien ihr jede Frauentracht, welche erkennen ließ, daß die Frauen auch sogenannte Beine haben. Über Hosenrock hätte diese alte Tante sicher Krämpfe gekriegt und ebenso, wie fast alle Welt, ihm sehr unanständig gefunden. Warum soll Hosenrock oder Hosen überhaupt unanständig sein? Mir unbegreiflich! Viel Jahrhundert lang sind Männer herumgegangen in Hosen, und niemand hat das für unanständig gehalten. — Im Gegenteil, man würde es nicht anständig gefunden haben, wenn sie keine Hosen nicht angehabt hätten, oder gar Weiber-Röckchen, wie schottische Hochländer, getragen haben würden. Dieses ist doch richtig, nicht wahr? Ich ziehe daraus den Schluß: Hosen sind nur dann unanständig, wenn sie nicht vorhanden sind! — Und warum sollen sie nur vorhanden sein bei Männer und bei Damen nicht? Und Hosenrock ist doch nicht mal Hose, sondern nur schüchternen Übergang dazu! Wissen Sie, meine Damen! In meinen Augen ist dieser geniale Hosenrock seit Jahrhunderten erster Versuch, endlich den Damen ihre merkwürdige Zuckerhutform abzunehmen und so zu kleiden, daß sie auch unten wie wirkliche Menschen mit wirklichen Beinen aussehen. Und das soll nicht anständig sein? Nein, meine Damen, von Nichtanständigkeit kann bei Hosen-

rock gar keine Rede nicht sein, und ich wünschte, er wäre bald bei alle Damen vorhanden. Vielleicht würde er dann manche andre dummen Moden verdrängen, z. B. Schleppen, oder Humpelrock, oder jezige Korsetts, welche bei manche Damen schon gehen von Brustknochen beinahe bis an Füßchen, so daß sie sind eingefahrt in ihre Korsetts wie egyptische Mumien und nur stehen können, oder allenfalls steif sitzen, aber sich biegen oder frei sich bewegen, — nicht von wo! —

Was schließlich Schönheit von Hosenrock anbetrifft, so bin ich vollends unbesorgt. Schöne und namentlich junge Damen, wenn sie nur haben Chik und Geschmaek, wie alle Anwesenden hier zweifellos, die können anziehen, was sie wollen, immer würden sie sein reizend! Sie, meine Damen, die Sie selbst in Radhut, Topfhut, Humpelrock und andere tolle Sachen reizend ausgesehen haben, Sie werden sicher mit Leichtigkeit auch Hosenrock zur Geltung bringen. Also bitte, bitte, schaffen Sie sich Hosenrock an! — Ich habe für diesen Wunsch noch besonderen egoistischen Grund. — Etwas peinlich zu sagen, aber ich sage doch! Sehen Sie, meine liebe Frau Anastassia Iwanowna ist etwas mehr energisch, als nötig ist bei Frauen, und zu meinem großen Arger soll man sagen, daß bei uns im Hause hat die Frau die Hosen an. Mit diese dumme Redensart könnte man mir nicht mehr beschäbigen, wenn überall alle Frauen Hosen anhaben!



Inhalts-Verzeichnis.

Widmung.

Meine Frau.

	Seite
Nach dem Tode meiner Frau	5
Meines Glückes Ende	7
Mein letztes Frühlingslied	8
Mein Trost	10
Am Grabe meiner Frau	12
Am 14. Mai 1911	15
Text zu einer Melodie von A. Rubinstein	17
Meiner Frau zu Weihnachten 1910.	18
Zum 14. Mai 1906	21
" 14. " 1908	22
" 14. " 1910	25
" 14. " 1891	27
" 14. " 1895	31
" 14. " 1899	33
" 14. " 1900	36
Zu Weihnacht 1909	39
1904	40
" Neujahr 1905	42
Meiner Frau zu meinem Geburtstag 1900	43
An Molly R. (ein im Namen meiner Frau verfaßtes Schreiben)	45

Dora und Dörchen.

Zum Namenstag Doras mit Überreichung eines Blumenordens	49
Als Dora sich erwartete	52

	Seite
Johannis-Triebe	54
Jurri Torrupils Schreiben über die „Luftige Witwe“	57
Mein Traum	59
Mein Wiegensegen	61
Wiegenlied	63
Zum 1. Geburtstag Klein Dorchens	64
Als Klein Dorchchen mich zum erstenmal besuchte	66
Die Grazien	69
Raucrates	72
Ein Märchen für das große und das kleine Dorchchen	75

Ernste Gedichte.

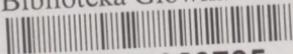
Woher wir kommen (Sonett)	83
Die Gottesleugner	84
Meinen Wandergefährten (Sonett)	86
Herbstbetrachtung	87
Erster Winterzauber	88
Noch einmal dort drüben	92
Der Weg zum ewigem Leben	94
Rumänisches Volkslied	96
Im Herbst I u. II	97/98
Albumblatt	99
Maler Sonnenstrahl	100
2 Estnische Volkslieder I u. II	101/102
A. Tolstoi	
Fürst Michail Nepnin	103
Der blinde Gafon	106
Die Wahrheit	109
O wie schön ist es mit dir zu zwei'n	112
Hochmut	113

Scherzgedichte.

Bauernlogik	117
Zur Warnung für die Damen	119
Winter	121
Jurri Torrupils 4. Praut	123
Familienpiel	125

	Seite
Ritter Hans v. Habenicht	127
Kifriki	129
Wer war's	132
Studentenlied für Damen	134
Eheliche Szene nach dem Maskenball	137
Chantecler	141
Es muß im Leben auch Torheit und Sünde geben	144
Hand und Fuß	145
Der Hosentrock	148





Von **Rudolf Seuberlich** erschienen bei **A. Hymmel**
in **Riga** folgende Gedichtsammlungen:

Meine Muse, 2 Bde., brosch. à 75 Kop., kompl. geb. 2 R.

Baltische Schnurren I, brosch. 75 Kop.

„ „ **II**, brosch. à 1 R., eleg. geb.
1 R. 50 Kop.

„ „ **III**, brosch. à 80 Kop., eleg. geb.
1 R. 20 Kop.

Wilder Garten, brosch. à 1 R., eleg. geb. 1 R. 50 Kop.

Kompositionen ohne Noten, brosch. à 1 R., eleg. geb.
1 R. 50 Kop.

Estnische Schnurren, brosch. à 1 R., eleg. geb.
1 R. 50 Kop.

Señor Kuckuckuck (Prosa), brosch. à 30 Kop.

Aus alter und neuer Zeit, brosch. à 1 R. 20 Kop.,
eleg. geb. 1 R. 80 Kop.

ferner sind erschienen Übersetzungen aus dem Russischen:

Russische Frauen, von **N. N. Nekrasow**, brosch.
à 14 Kop., eleg. geb. 30 Kop.

Wer lebt glücklich in Rußland? Von **N. N. Ne-**
krassow, brosch. à 33 Kop., eleg. geb. 60 Kop.

Tranerspiel-Trilogie von **Graf Alexei Tolstoi**.

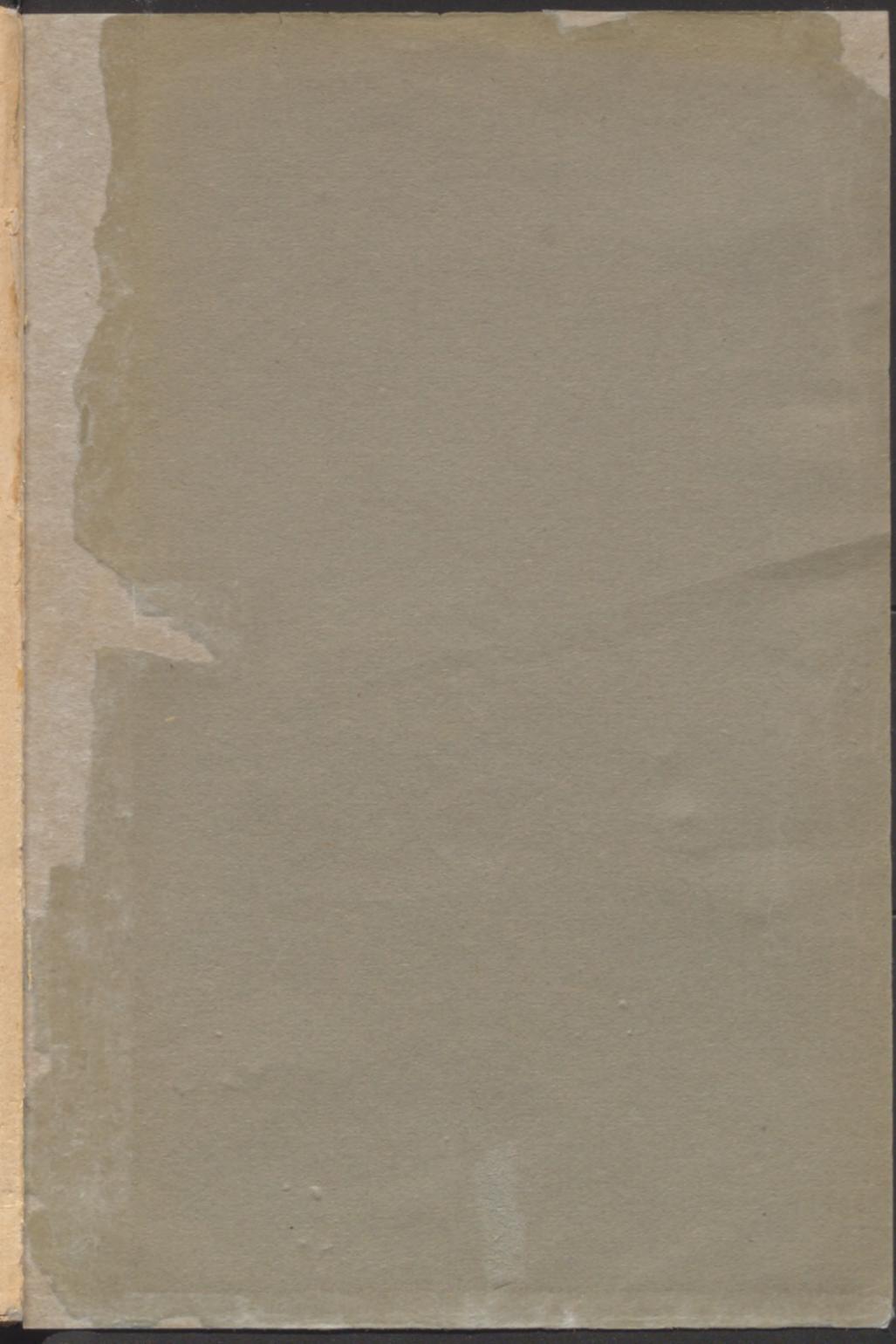
I. Iwan des Schrecklichen Tod, brosch. à 1 R.

II. Zar Fjodor, brosch. à 1 R.

III. Zar Boris, brosch. à 1 R.

Hofbuchdruckerei Rudolfsadt.





Biblioteka Główna UMK



300047029735

Hofbuchdruckerei Rudolstadt
